

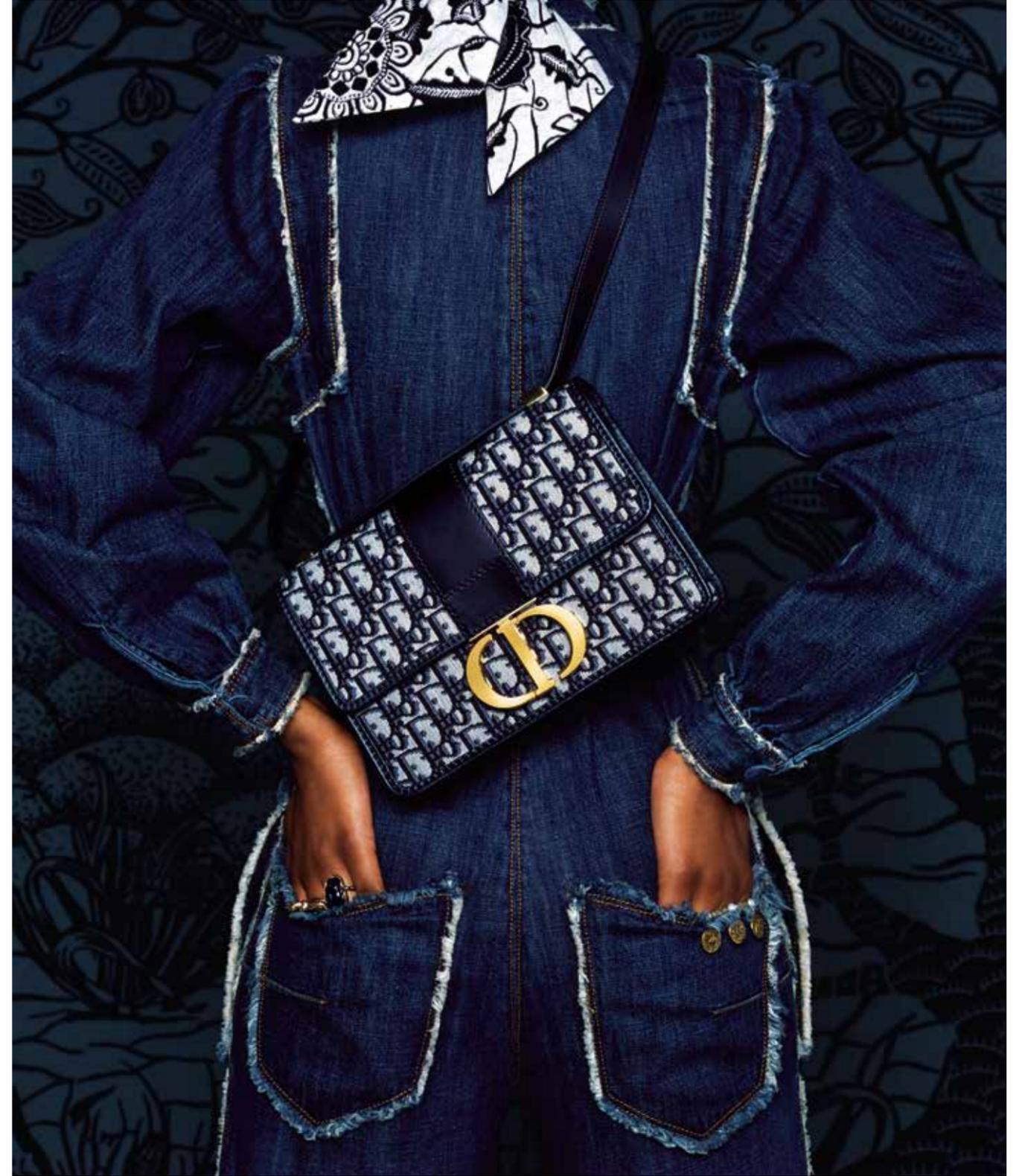
Nummer 45 | 8. November 2019

Süddeutsche Zeitung Magazin



**Schöne
Überraschung!**

149 Geschenkk Ideen
für Freunde, Familie und
nette Nachbarn



DIOR

Cartier



Frohes Schenken!

Wenn es heißt, man müsse »nur noch das Passende finden«, ist die Frage ja: passend für wen? Also haben wir die Geschenk-Ideen in diesem Heft nicht nach Produkten geordnet, sondern nach denen, die sie bekommen sollen



ZEICHEN DER ZEIT · Emojis für Erwachsene (III)



Geh nicht in das neue Café an der Ecke, die machen so besonderen Kaffee, das dauert 15 Minuten.

- 12** Der Regisseur **Martin Scorsese** über seine Kindheit unter Mafiosi.
- 24** Wer sich **Speisekarten** vorab online anschaut, verkennt die Rolle des kollektiven Blätterns im Lokal.
- 26** Kollege, Nachbarin, Freundin, Vater – hier finden Sie für alle das passende **Geschenk**.
- 38** Seit unsere Autorin einem jungen Afrikaner mit **Spenden** hilft, muss sie sich einigen Fragen über sich selbst stellen.
- 48** Viele Regionen in **Ostdeutschland** verfallen. Die Antwort darauf muss Zuversicht sein.
- 56** Was verrät es über Menschen, was sie in **Schreckmomenten** rufen?
- 58** Die Schriftstellerin **Catherine Millet** über Orgasmen und die Kunst, diese in Worte zu fassen.
- 8** *Sagen Sie jetzt nichts*
10 *Gute Frage, Gefühlte Wahrheit, Gemischtes Doppel, Die drei großen Lügen*
74 *Kosmos* **76** *Das Kochquartett* **78** *Getränkemarkt* **80** *Hotel Europa, Gewinnen, Impressum*
81 *Das Kreuz mit den Worten*
82 *Das Beste aus aller Welt*

HUBLOT



HUBLOT
BOUTIQUES
BERLIN • FRANKFURT • MUNICH

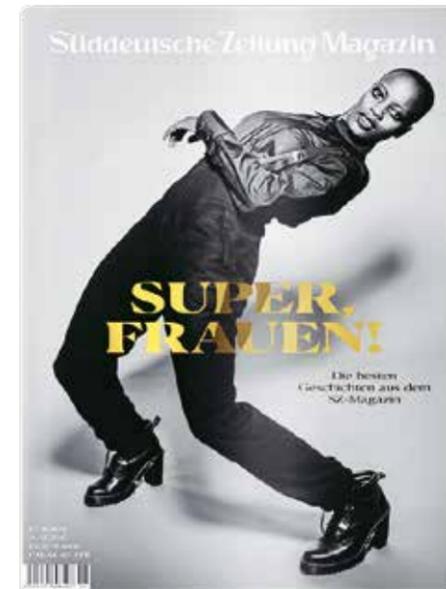
hublot.com • f • t • i

**BIG BANG UNICO
RAINBOW**

Gehäuse aus 18K King Gold besetzt mit farbigen Edelsteinen. Manufakturwerk UNICO mit Chronographfunktion.

Süddeutsche Zeitung Magazin

JETZT AM KIOSK



Frauen erzählen

Was bereuen Frauen am Ende ihres Lebens? Wie wird man Spitzenköchin mit zwei Kleinkindern? Und wie hat sich das DDR-Regime an der Karriere der Geigerin Franziska Pietsch vergangen, und warum ist diese heute fast froh darüber? Für dieses *SZ-Magazin* haben wir Geschichten von, mit und über Frauen zusammengestellt. Herausgekommen ist das Allerbeste aus dem *SZ-Magazin*.

Erhältlich am Kiosk und auf sz-shop.de/szmagazin2019 (8,50 Euro)



AUF SZ-MAGAZIN.DE

»Die Kindheit fasziniert mich«

Stephen Chboskys Roman *Das also ist mein Leben* erschien vor zwanzig Jahren, war ein großer Jugendbucheinfolg und ist in den USA Schullektüre. Zwanzig Jahre später erscheint nun sein zweiter Roman: *Der unsichtbare Freund*. Im Interview erzählt Chbosky, was ihm Stephen King bedeutet, ob er mit seinen Romanfiguren spricht und wie es war, als er seinen Sohn einmal im Vergnügungspark verlor:

sz-magazin.de/chbosky

Fotos: Meredith Morris (1)



NIESSING

Seit 1873

40 JAHRE
NIESSING SPANNRING® – DAS ORIGINAL
Jetzt als limitierte Jubiläumsedition erhältlich.

SAGEN SIE JETZT NICHTS

Lisa Simone

GEBOREN 12. September 1962 in Mount Vernon, New York

(als Lisa Celeste Stroud) BERUF Sängerin

AUSBILDUNG US-Air-Force-Mechanikerin STATUS Total stimmig

Man muss hier über die Mutter schreiben, um die Tochter zu erklären: Lisa Simones Mutter war die Jazz- und Bluessängerin Nina Simone, deren Stimme Steine erweichen konnte. Aber sie war auch jähzornig, hatte Drogenprobleme, Psychosen, litt unter steter Diskriminierung, obwohl sie ein Superstar war, und wenn sie – wie so oft – länger auf Tour war, wurde ihre einzige Tochter entweder zu Hause in New York von ständig wechselnden Nannys versorgt oder lebte bei ihrer Tante Betty Shabazz, der Witwe von Malcolm X. Als Lisa Simone mit der Schule fertig war, wollte sie studieren, aber ein Onkel vergaß, sie einzuschreiben. Sie hatte es

so eilig wegzukommen, dass sie sich bei der US Air Force verpflichtete. Elf Jahre lang war sie in Frankfurt stationiert, zwischendurch ein Einsatz im Irak. In Deutschland fing sie an, in Nachtclubs zu singen, was ihrer Mutter noch weniger passte als die Armee. Erst nachdem Nina Simone 2003 gestorben war, traute ihre Tochter sich, ernsthaft mit dem Singen anzufangen. In diesen Tagen erscheint Lisa Simones drittes Album *In Need Of Love*. Wenn sie nach ihrer Kindheit gefragt wird, sagt sie, ihre Mutter habe ihr Bestes gegeben, so wie alle Eltern ihr Bestes gäben. Und sie sagt, dass sie Musik macht, die die Seele heilt.



Sie waren elf Jahre lang in der Army. Sind Sie froh über etwas, das Sie dort gelernt haben?



Ihr Ritual, bevor Sie auf die Bühne gehen?



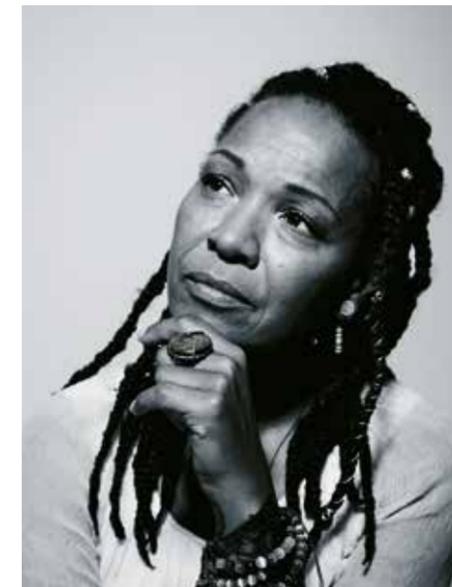
Wie schwer war es, Musikerin wie Ihre berühmte Mutter zu werden?



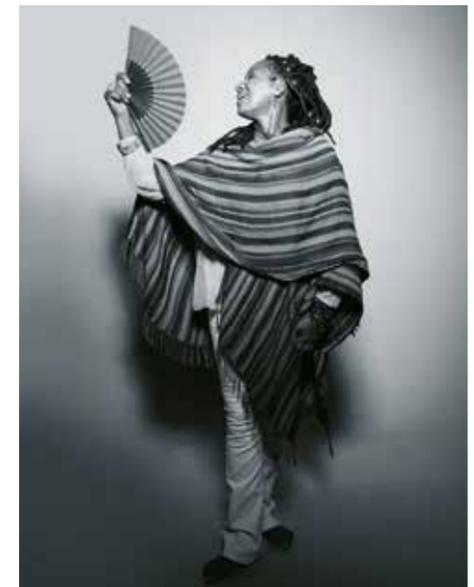
Wie war die Beziehung zu Ihrer Mutter, als Sie klein waren?



Was tun Sie gegen den Blues?



Nervt es Sie, ständig über Ihre Mutter ausgefragt zu werden?



Sie sind unendlich viel gereist. Haben Sie immer noch Spaß daran?

Fotos: Axel Martens

GEFÜHLTE WAHRHEIT
UNVERHOFFTE PHÄNOMENE



DIE DREI GROSSEN LÜGEN
DES FRÜHEN SKIFAHRERS

1. »Die Kanten sind noch scharf genug.«
2. »Der Kunstschnee ist eigentlich ganz griffig.«
3. »Mir reichen zwei offene Lifte.«

GEMISCHTES DOPPEL
von
STEFAN ROSSBACH



Wahlvorstand Stahl vor Wand

Weitere Gemischte Doppel finden Sie auf sz-magazin.de; um eigene Vorschläge einzureichen, schreiben Sie an gemischtesdoppel@sz-magazin.de

GUTE FRAGE

»Bei Spaziergängen in die Stadt treffe ich öfter einen Vater mit seinem Sohn. Der Vater durchsucht jeden Abfallbehälter, während der Sohn wartet. Dann gehen beide zügig, als müssten sie zu einem Termin, zum nächsten Müll-eimer. Ich habe dem Vater etwas Kleingeld in die Hand gedrückt, ohne Worte. Gebettelt haben die beiden nicht. Im Freundeskreis machte man mir Vorwürfe: Ich hätte ihre Schmach noch vergrößert.«

JÜRGEN F., PER MAIL



Sie haben es sehr nett gemeint. Das mal vorweg. Und das ist tausendmal besser als wegzusehen. Jetzt zum Aber. Denn ich finde, es gibt ein Aber. Sie schreiben, dass die beiden nicht gebettelt haben. Jemandem, der nicht bettelt, Geld in die Hand zu drücken, hat schon etwas Entwürdigendes. Denn genau das versucht dieser Vater ja offenbar zu umgehen. Er könnte betteln, er tut es nicht. Er spricht niemanden an. Er überschreitet die unsichtbare Grenze nicht, die den Unterschied markiert zwischen einer Notsituation, in die jemand gerutscht ist, die aber nicht von Dauer sein soll, nur eine kritische Phase – und Betteln, das passiver ist und bedeutet, dass der Betreffende nicht mehr daran glaubt, es noch herumreißen zu können, jedenfalls nicht in absehbarer Zeit und schon gar nicht allein. Das Aufgeben der eigenen Handlungsfähigkeit und das Sich-komplett-Ausliefern dem Wohlwollen Fremder ist ein großer Schritt, und der Vater, den Sie mit seinem Sohn in der Stadt sehen, scheint alles daranzusetzen, ihn nicht zu gehen. Das bedeutet nicht, dass man so tun muss, als

ob man seine Notlage nicht sähe. Aber etwas Kleingeld? Punks fragen einen nach Kleingeld, nach ein paar Münzen, dem also, das so ein bisschen egal ist. Genau dies haben Sie nun einem Menschen gegeben, der absichtlich nicht danach gefragt hatte. Ein paar Münzen. Egales. Nach meinem Empfinden wäre es feiner gewesen, Sie hätten ihm einen Schein zugesteckt. Dann könnte der Vater damit aufhören, vor den Augen seines Sohnes Müll-eimer zu durchsuchen, wenigstens für den Tag. Insofern würde ich Ihrem Freundeskreis leider recht geben. Sie sagen, Sie sehen diesen Vater und seinen Sohn öfters. Vielleicht, wenn Sie können, machen Sie es beim nächsten Mal anders? Ich glaube, das wäre sinnvoller und hätte mehr Stil.



JOHANNA ADORJÁN

Welches Problem treibt Sie um? Schreiben Sie an gutefrage@sz-magazin.de

Fotos: dpa/Jullstein bild, PantherMedia/stefano carnevali; Illustration: Serge Bloch; alle Autoren-Illustrationen: Grafilu



Reflecting personalities



ROLEX
Oyster Perpetual Day-Date 40

BUCHERER
1888

Swiss Watch & Fine Jewellery Experts since 1888
bucherer.com



Ein ungewöhnlich ruhiger Moment: Eigentlich ist der Regisseur ein eher quirliger Mensch.

Interview
MAX FELLMANN

Fotos
BRIGITTE LACOMBE

»Meine inneren Dämonen sind alle noch da. Die Unruhe, die Ängste. Was mich eher verändert, ist der Blick aufs Ende«

Seit einem halben Jahrhundert dreht Martin Scorsese Filme, die die Welt bewegen. Bei seinem neuen Werk wäre ihm fast die Kraft ausgegangen. Ein Gespräch über das Drama der menschlichen Existenz und seine Fehlschüsse seiner Schauspieler

N

ew York, Upper East Side. Die Gegend, in der die Stadt vor Geld zu platzen scheint. Zahnbürstengepflegte Bürgersteige, gestutzte Hecken, Autos groß

wie Gartenhäuser. Wenn hier jemand auf der Straße zu Fuß ist, ist er entweder Dog Walker für reiche Familien oder Kindermädchen auf dem Weg in den Park. Oder halt Journalist aus Deutschland auf der Suche nach Martin Scorseses Townhouse. Der Regisseur hat zum Interview nach Hause gebeten, ist am einfachsten für ihn, gerade so viel los. Sein neuer Film *The Irishman* (ab 14.11. im Kino, ab 27.11. auf Netflix) ist nach vielen Jahren Vorarbeit endlich bereit fürs Kino: ein gewaltiges Epos, dreieinhalb Stunden lang, die Geschichte des Killers Frank Sheeran, der in den Fünfziger- und Sechzigerjahren für die Mafia arbeitete und dann zum engsten Begleiter des Gewerkschaftsführers Jimmy Hoffa wurde. Der Film ist fertig, jetzt sind noch Details zu klären mit dem Streamingdienst Netflix, der den Film finanziert hat, diverse Premierenfeiern stehen an, Empfänge, all das Drumrum, das eben sein muss, wenn einer der größten Regisseure der Gegenwart einen neuen Film fertig hat.

Man betritt also ein schmales vierstöckiges Haus, das von außen wie von innen an einen italienischen Palazzo erinnert, geht an riesigen Filmplakaten der Dreißiger- und Vierzigerjahre vorbei ins Hochparterre und nimmt Platz in einem Raum, in dem es aussieht wie – na ja, man will jetzt nicht gleich Mafia-Vergleiche bemühen, sagen wir, wie im Sprechzimmer eines sehr alten toskanischen Landadeligen: schwere dunkle Holzmöbel, ein riesiger Kamin, eingebaut in etwas Ähnliches wie einen riesigen Beichtstuhl, getönte Fenster, deckenhohe Regale voll schwerer Bücher. Gesamtausgaben von Dostojewski, Victor Hugo. Darunter eine weitere Reihe ledergebundener Bücher, bei näherem Hinsehen erkennt man Titel wie *Taxi Driver*, *Raging Bull*, *Gangs Of New York*. Doch, ja, Scorsese hat in seinem Esszimmer allen Ernstes die Drehbücher seiner Filme stehen, in Leder gebunden wie die Werke der Weltliteratur darüber.

Gebeugt und ein wenig gehetzt betritt jetzt der Regisseur, 76, klein und weißhaarig, den Raum, fragt, ob es in Ordnung sei, wenn er nicht am Tisch sitze, sondern da drüben in dem Riesensessel mit der eingebauten TV-Fernbedienung in der Lehne. Der Sessel steht am Fenster wie der Sessel eines älteren Herrn, der abends gern mal die Füße hochlegt und schaut, was so im Fernsehen kommt. Scorsese verschwindet fast darin.

SZ-MAGAZIN **Herr Scorsese, *The Irishman* ist schon Ihr fünfter Mafia-Film...**

Echt? Moment. *Mean Streets*, *Goodfellas*, *Casino* ...?

Departed.

MARTIN SCORSESE Ah ja. Den empfinde ich als etwas anderes. Da geht es zwar um organisiertes Verbrechen, aber nicht das italienische, sondern das irische. Boston. Für mich als New Yorker eine andere Welt.

Gut, aus europäischer Sicht...

Sagen wir so: Es sind alles Street Movies. Sie erzählen vom Leben auf der Straße.

Was fasziniert Sie so am organisierten Verbrechen?

Das Gleiche, was einen an Geschichte fasziniert – Macht. Wie Menschen mit Macht umgehen, wie sie Macht erlangen, wie sie Macht verlieren, wie sie kämpfen, um ihre Macht zu erhalten. Das ist auch das Spannende an Dynastien, an Regierungen, an der Kirche. Mich interessiert das immer, bis zurück ins Altertum. Zum Beispiel eine Figur wie Dionys von Syrakus, den Platon zu einem Philosophenherrscher machen wollte, was aber nicht klappte. Solche Geschichten haben mich immer fasziniert. Ich bin ja in einer Welt aufgewachsen, in der es diese Philosophenherrscher gab – oder zumindest Männer, die behandelt wurden wie welche.

Sie sprechen vom New Yorker Stadtteil Little Italy und von den Mafiosi dort.

Ja, auch wenn die vielleicht nicht unbedingt Philosophen waren. Na ja, sie hatten eine gewisse Philosophie, das kann man schon sagen. Die Frage, die mich interessiert, ist immer: Wer macht das Gesetz? Wer *ist* das Gesetz? Sicher, es gibt die Gesetze des Staates. Aber es gibt ja nicht nur die staatliche Gesellschaft, es gibt auch die Straße, und die hat ihre eigenen Gesetze. Und auch da gilt: Niemand steht über dem Gesetz. Da besteht eine Einigkeit darüber, wie die Dinge laufen sollen. Wenn dann jemand kommt wie Joe Gallo oder John Gotti und ganz klar versucht, sich über das Gesetz zu stellen, kann das nicht gutgehen. Oder eben Jimmy Hoffa.

Um den geht es auch in *The Irishman*, Al Pacino spielt ihn. In den USA ist Jimmy Hoffa eine Berühmtheit, in Europa kennt man ihn kaum. Können Sie ein paar Sätze zu ihm sagen?

Er war in den Fünfzigern und Sechzigern der bedeutendste Gewerkschaftsführer der USA. Er hat die Truckfahrer und Transportarbeiter vertreten und für bessere Arbeitsbedingungen gekämpft – bis er irgendwann zu mächtig wurde und die Mafia ihn beseitigte. Der Mann hat ohne Zweifel viel Gutes getan. ▶



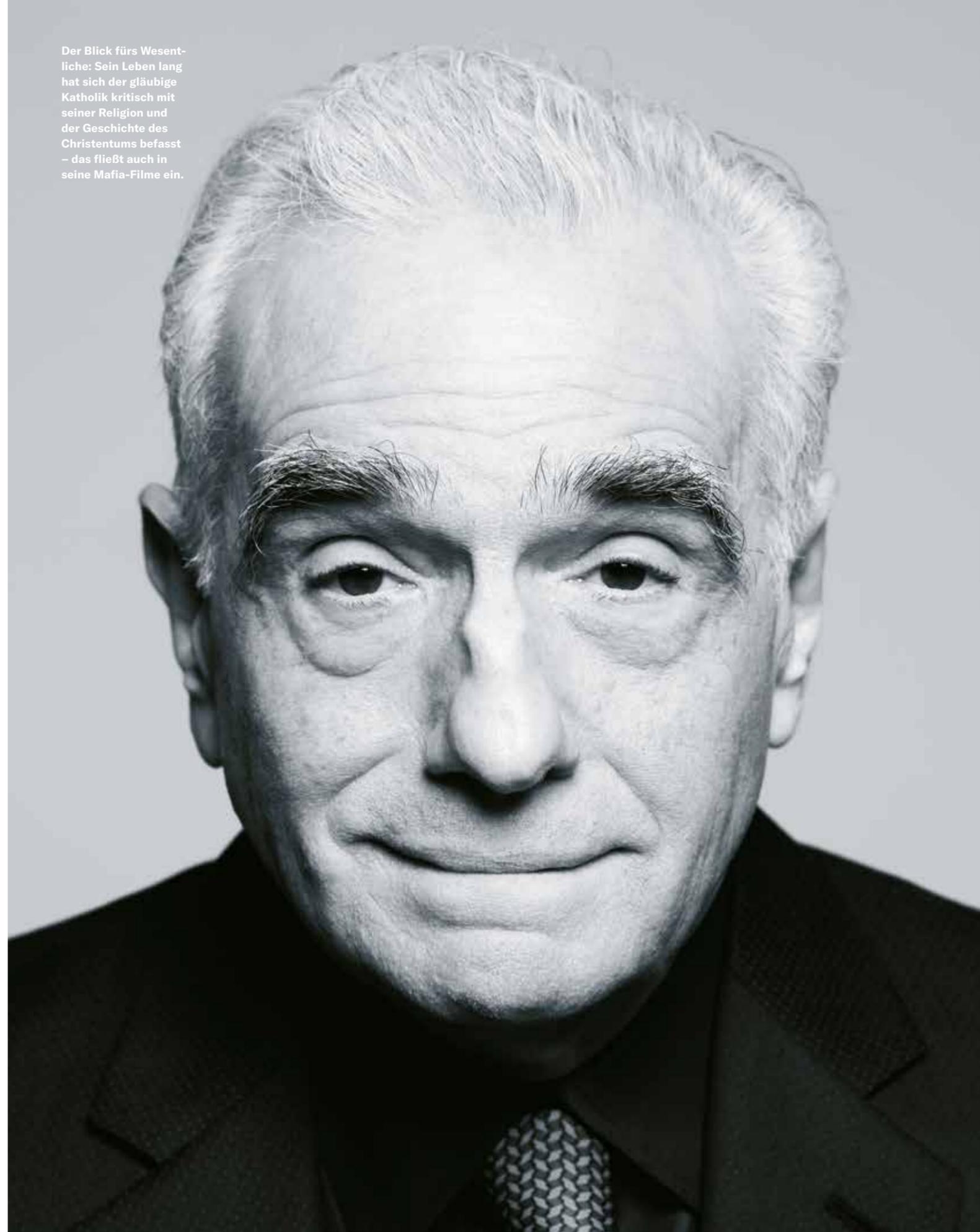
Kollegenlob I
Doris Dörrie



»Wie oft haben wir in der Filmhochschule und danach versucht, *Hexenkessel* nachzumachen, die lange Fahrt an der Theke entlang, das rote Licht, die Zeitlupe, die Posen, und so sehr bedauert, dass auf unseren Straßen kein Dampf aus den Kanaldeckeln stieg, kein Neon sich in den Pfützen spiegelte, dass es dieses Personal der hochtoxischen Männer nicht gab, die alles mit sich in den Abgrund reißen. Wir haben *Taxi Driver* vergöttert und, ganz wie Scorsese selbst, die Gewalt in seinen Filmen romantisiert, wir haben vor dem Spiegel gestanden und Travis Bickle imitiert, ›You talkin' to me?, wir waren so verliebt in Robert De Niro, die Musik von Bernard Herrmann, die hypnotischen Bilder von Michael Chapman. Wir erinnern uns nicht so sehr an die tollen Frauenfiguren, die es ja in Scorseses Filmen durchaus gibt, toll gespielt von Jodie Foster, Cybill Shepherd, Ellen Burstyn, Sharon Stone, sondern eher an die Kerle, die so fantastisch verdorben und durchtrieben sind. Für die Gewaltexplosionen habe ich Scorsese auch immer wieder verabscheut, die kamen so ekstatisch daher, so unnötig, so lang. Dabei kann Scorsese auch ganz anders: *Alice lebt hier nicht mehr* ist ein wunderbarer Film – fast ohne Gewalt und mit einer Frau als Hauptfigur.«

Fotos: ddp, Moviepix/Getty Images

Der Blick fürs Wesentliche: Sein Leben lang hat sich der gläubige Katholik kritisch mit seiner Religion und der Geschichte des Christentums befasst – das fließt auch in seine Mafia-Filme ein.



Martin Scorsese

wurde 1942 in New York geboren, seine Großeltern waren aus Italien eingewandert. Er gilt als einer der wichtigsten US-Regisseure der Gegenwart. Innerhalb des vergangenen halben Jahrhunderts hat Scorsese rund vierzig Filme gedreht – neben seinen Spielfilmen auch etliche Dokumentationen, vor allem über befreundete Musiker wie Bob Dylan, George Harrison und die Rolling Stones. Martin Scorsese ist in fünfter Ehe verheiratet und hat drei Töchter.

Oft im Rennen, oft verloren: Scorsese und der Oscar

1981
Nominiert für
Wie ein wilder Stier

1989
Nominiert für
Die letzte Versuchung Christi

1991
Nominiert für
Goodfellas

1994
Nominiert für
Zeit der Unschuld
(Drehbuch)

2003
Nominiert für
Gangs of New York

2005
Nominiert für
Aviator

2007
Gewonnen!
Oscar für *Departed*

2012
Nominiert für
Hugo Cabret

2014
Nominiert für
The Wolf of Wall Street



Verjüngt

In *The Irishman* spielen Robert De Niro und Joe Pesci Männer, die sich in jungen Jahren kennenlernen und dann jahrzehntelang zusammenarbeiten. Dafür wurden ihre Gesichter am Computer verändert. Die CGI-Technik lässt den Zuschauer sehr rasch vergessen, dass De Niro in Wahrheit 76 ist.



Verfilmt

1986 drehte Martin Scorsese das Video zu Michael Jacksons Song *Bad*: einen 18-Minuten-Kurzfilm, in dem der Song nur einen vergleichsweise kurzen Abschnitt in der Mitte bildete. Die Dreharbeiten dauerten sechs Wochen.

Verbrüdet

Lange sah es aus, als hätte Scorsese seinen Kumpel Robert De Niro (neun gemeinsame Filme) durch Leonardo DiCaprio ersetzt (fünf Filme). Aber jetzt steht womöglich ein Gipfeltreffen an: In Scorseses nächstem Film *Killers Of The Flower Moon* sollen beide mitwirken.



Aber irgendwann dachte er, er stünde über dem Gesetz. Jetzt können Sie fragen: welchem Gesetz? Dem staatlichen? Dem der Straße? Sagen wir so: Ganz offensichtlich gab es ein Gesetz, das er verletzte. In so einer Situation bleiben nur zwei Wege: Entweder du wirst Alexander der Große und eroberst alle Länder – oder du wirst beseitigt. Diese Regeln habe ich schon sehr früh kennengelernt, eben in Little Italy. Mein Vater kam jeden Abend nach Hause und erzählte von den Straßen. Er hat immer hart gearbeitet, er war Gewerkschaftsmitglied. Wenn Sie wissen wollen, wie die Arbeiter vor der Zeit der Gewerkschaften behandelt wurden, sehen Sie sich D.W. Griffiths Film *Intoleranz* an, von 1916 – damals wurde die Army gerufen, um Leute zu erschließen! Jimmy Hoffa schlug zurück.

Und wurde umgebracht.

Weil er außer Kontrolle geraten war. Es ist ein Teufelskreis, es gibt immer eine höhere Macht, und damit meine ich nicht mal Gott oder irgendetwas Metaphysisches, es gibt immer Menschen, die am längsten Hebel sitzen und nicht wollen, dass sich die Dinge ändern. In jungen Jahren habe ich immer wieder mitbekommen, dass Menschen verschwinden, sei es auf der Straße oder in der Politik – und erst Jahre später wurde mir klar, oh, den haben sie beseitigt.

Wenn Sie sich so für Machtverhältnisse interessieren – gäbe es da draußen, in der Welt des 21. Jahrhunderts, nicht eine Menge gute Geschichten, die erzählt werden müssten? Warum machen Sie am liebsten Filme, die von der Vergangenheit handeln?

Sie meinen Donald Trump. Aber genau davon handelt doch *The Irishman*. Vom Kampf um die Macht. Ich muss keinen Film machen, der demonstrativ gegenwärtig ist, die Gegenwart ist gegenwärtig genug. Überall Fernseher, überall Computer, überall Smartphones, von der Gegenwart sind Sie ständig umgeben. Warum schauen wir uns nicht ganz grundsätzlich an, was die Menschen antreibt? Wenn man da jetzt einfach mitschriebe, entstünde nicht unbedingt ein Drehbuch, ein Theaterstück, das wäre nicht *Tod eines Handlungsreisenden* oder *Wer hat Angst vor Virginia Woolf?*

Aber der Zuschauer müsste den Film und die Gegenwart nicht selbst zusammenbringen.

Ich bin seit rund 50 Jahren in diesem Geschäft, und vieles, was ich im Lauf der Jahre gesehen und für zeitgemäß gehalten habe, war in Wirklichkeit durchzogen von den gleichen alten Mustern. Der Mensch und seine Verfas-

sung sind die Basis. Mit all seinen Schwächen und Stärken. Man kann die Kleidung ändern, aber darunter kommen immer nur wir zum Vorschein.

Sie nehmen lieber eine Geschichte aus der Vergangenheit und verstehen die dann als Kommentar zur Gegenwart?

Genau. Es wäre großartig, einen Film über die Französische Revolution zu machen oder über Napoleons Russlandfeldzug und die Fehler, die er dort gemacht hat. Weil das universale Geschichten sind, sie handeln vom Menschen und seinen überzogenen Ansprüchen, das sind Geschichten, die uns für alle Zeiten begleiten werden.

Sie sind ein sehr gläubiger Katholik, aber in Ihren Filmen beschäftigen Sie sich am liebsten mit den Bösen.

Sie zeigen Gangster und Killer als coole Typen. Menschen identifizieren sich mit diesen Figuren, sie gehen aus dem Kino und zitieren deren Sätze. Wie geht das zusammen?

Mich interessieren die inneren Kämpfe des Menschen. Wie jemand versucht, gut zu sein, das Richtige zu tun, aber dann doch immer wieder in Versuchung gerät, vom Bösen angezogen wird. So sind wir Menschen. Wir wehren uns gegen die Versuchung, aber sie

verschwindet nicht einfach. Und genau das ist doch im Grunde die Geschichte des Christentums, immer wieder.

Aber die Gangster und Killer in Ihren Filmen sind die Helden. Ihre Filme zeichnen ein Bild der Verehrung.

Vielleicht, weil ich damit aufgewachsen bin. In Little Italy liefen diese Jungs rum. Nette Kerle, die von einer Minute auf die andere bedrohlich werden konnten. Man wusste nie, woran man ist. Das erzeugt eine Grundspannung, die einen ein Leben lang begleitet.

Vor Kurzem haben Sie *The Irishman* auf dem New York Film Festival vorgestellt, er wurde bejubelt, manche Kritiker meinten, das sei der Scorsese-Film, auf den man seit Jahrzehnten wartet. Ja? Habe ich nicht mitbekommen.

Im Ernst?

Nach den ersten Vorführungen wollten mir alle möglichen Leute erzählen, wie die Resonanz ist, aber ich habe immer gebremst: Sagt nichts, ich will's nicht wissen!

Warum? Wollen Sie nicht wissen, wie er ankommt?

Das schon. Aber inhaltliche Kritiken bringen mir nichts. Wissen Sie, ich mache das schon so lange, ich weiß bei jedem Film, ich habe sowieso keine Wahl, ich muss ihn genau so

machen, wie ich ihn eben mache. Trotzdem hofft man natürlich jedes Mal, dass er gut ankommt, damit man noch ein paar weitere Filme machen kann.

Geht es Ihnen wirklich nur darum, dass der Erfolg eines Films das Geld für den nächsten Film sichert?

Immer! Immer! Und natürlich ein bisschen den Lebensunterhalt. Wobei – ich bin ja in einem Alter, in dem das Thema Sterblichkeit sehr präsent ist.

Welche Rolle spielt das für Sie?

Wann genau das Ende kommt, kann man nicht wissen, aber man hofft doch immer auf die Gnade, noch etwas mehr arbeiten zu können. Oder nein, ich möchte es nicht Arbeit nennen, also: mehr für das Kino tun zu können, für die Kunst. Kann man lernen zu sterben? Ich weiß es nicht. Die Zeit wird kürzer, immer kürzer. Man kann sich nicht vorbereiten, man kann höchstens versuchen, die eigene Sterblichkeit zu akzeptieren – und sich auf den letzten Metern mit der Frage beschäftigen, worum es im Leben eigentlich geht. Davon handelt im Grunde ja auch *The Irishman*. Am Ende sitzt der Killer Frank Sheeran im Altersheim, er blickt zurück und versucht einzuordnen, was in seinem Leben passiert ist.



GESCHAFFEN FÜR DIE GROSSE BÜHNE

NEU POWER HIFI

Mit diesem vollaktiven System holst du dir echtes Konzert-Feeling nach Hause: Zwei Hochleistungs-Subwoofer und mächtige Class-D-Verstärker bringen einen Schalldruck von bis zu 115 dB. Und da geht noch mehr: Miteinander gekoppelt kannst du zwei POWER HIFI als absolut gigantisches Stereo-Set nutzen. Bist du bereit für den großen Auftritt? teufel.de/powerhifi

Teufel

Fotos: Netflix 2019, Sam Emerson/Polaris/laif, WireImage/Getty Images

»Fokussiere ich meine Energie auf das Wesentliche? Diese Frage macht mir Angst«

Wie lang beschäftigt Sie der Gedanke an den Tod schon?

Das fing so vor zehn, 15 Jahren an, ungefähr zur Zeit von *Gangs of New York*. Seitdem frage ich mich: Wie viel Zeit bleibt mir noch? Das geht mir bei jedem neuen Projekt so: Kriege ich das überhaupt noch fertig? Ich lese Bücher, Drehbücher, ich arbeite an Ideen und merke, nein, zu spät, das werde ich nicht mehr schaffen, die Zeit habe ich einfach nicht mehr.

Wie hat sich Ihre Arbeit verändert durch den Gedanken der Sterblichkeit?

Ich will keine Zeit mehr mit Dekoration vergeuden. Ich zwing mich, schneller auf den Punkt zu kommen, klarer zu definieren, was ich sagen will. Ich frage mich mehr, warum dieses Bild, warum jener Satz.

Geht man nach so vielen Jahren nicht auch mit einer gewissen Abgeklärtheit an den Job?

Von wegen! Bei *The Irishman* gab es Momente, wo es tatsächlich zu viel wurde. Ich hatte das Gefühl, ich kriege das nicht hin, keine Chance, alles verloren. Ich wünschte, der Teil mit den Dreharbeiten wäre schneller zu schaffen. Am wohlsten fühle ich mich im Grunde danach, wenn ich hier sitze, vor meinem Computer, und den Filmschnitt machen kann. Das ist der Punkt, an dem ich allein vor mich hinarbeite und glücklich bin.

Hier? In Ihrem Esszimmer?

Na ja, die großen Filme mache ich in einem richtigen Schnittstudio. Aber der Computer hier in der Ecke, an dem sitze ich abends und bearbeite meine Dokumentarfilme. Meine

Frau betont gern, dass sie nichts dagegen hätte, wenn das Esszimmer mal wieder ausschließlich Esszimmer wäre.

Man stellt sich eigentlich vor, dass jemand wie Sie am Set ganz in seinem Element ist.

Aber die Produktion eines Films als Ganzes ist so komplex geworden, so ein gigantischer Apparat, das ist mir zu viel. Bei *The Irishman* war der Aufwand immens durch die CGI-Technik. Der Film erzählt ja die Geschichte mehrerer Figuren über Jahrzehnte hinweg. Meine Darsteller sind alt, spielen aber in vielen Szenen jüngere Männer. Damit die Gesichter später am Computer verändert werden können, braucht es mehr als das übliche Team. Neun Spezialekameras! Dreimal so viele Leute! Extra Crew! Und mittendrin ich, zwischen lauter hohen Schultern. Ich werde immer wieder ausgelacht, wenn ich mich beklage, aber für jemanden von meiner Größe ist es wirklich schwierig, am Set auf sich aufmerksam zu machen.

Aber Sie sind Martin Scorsese. Wenn Sie eine Ansage machen, springen doch alle.

Trotzdem ist der Apparat, dieses Riesengebilde mit all den Schauspielern und Mitarbeitern und Kameraleuten, unglaublich schwerfällig. Und es gibt etwas, was noch wichtiger ist als Termine – Energie. Je älter man wird, umso klarer muss man die Energie fokussieren, die einem noch bleibt. Fokussiere ich sie auf das Wesentliche? Diese Frage macht mir Angst. Habe ich klar genug im Kopf, was ich sagen will? Es geht im Grunde darum, zwischen Raum und Zeit zu wechseln.

Wie meinen Sie das?

Zum Beispiel Musik: Die empfinde ich als etwas eher Räumliches. In meinen Musik-Filmen will ich weniger eine chronologische Folge von Ereignissen abbilden, sondern vielmehr einen Raum öffnen, in den der Zuschauer eintauchen kann. Und ich versuche, das auch auf die Spielfilme zu übertragen. Im Fall von *The Irishman* war ich mir nicht immer sicher, dass es gelingen würde. Da hatte ich oft das Gefühl: Oh Gott, was tue ich hier eigentlich? Dabei ist es ja manchmal durchaus lustig, nicht zu wissen, was man tut.

Lustig? Gerade haben Sie gesagt, dass Ihnen der Zeitdruck Sorgen macht.

Entschuldigen Sie, ich verwende das Wort »lustig« für sehr unterschiedliche Dinge, ich sage durchaus auch mal: »Ach, gehen wir zu der Beerdigung, wird schon lustig werden.« Ich muss wirklich aufpassen, in welcher Umgebung ich das Wort verwende, haha. Worauf ich hinauswill: Wenn man für Momente nicht weiß, was man tut, kann einen das



Kollegenlob II
Dominik Graf



»Dass der geniale, gleichwohl erzkatholische Männerregisseur Marty S. es war, der 1995 einer trotz *Basic Instinct*-Ruhm schon etwas verblassten Sharon Stone die Chance gab, in sein Riesenwerk *Casino* all ihr Können, all ihre Emotionen, gute wie böse, hineinzulegen und nach bereits 140 Minuten Film nochmals einen bis dahin nie gesehenen epischen Krach mit ihrem Noch-Ehemann Robert De Niro auszutragen: Dieses Naturereignis, das er da von ihr bekam – und das ihr für diese Rolle als »Ginger« Gott sei Dank wenigstens einen Golden Globe und eine Oscar-nominierung einbrachte –, verlieh seinem Gesamtwerk nach all den Gastrollen, die Frauen so oft bei ihm gespielt hatten, quasi neuen Glanz. Scorsese war bis dahin ein Regisseur, der die großen tragischen Figuren fast immer nur in Männern sehen konnte. Bis zu diesem Auftritt. Dass er andererseits im selben Film das größte aller real existierenden Liebes-Themen, von Georges Delerue aus Godards *Le Mépris* übernommen, unter eine Auseinandersetzung zwischen zwei Männern – De Niro und Pesci – legte, das war auch wieder typisch.«

Fotos: ddp, Shutterstock



VICENZA

FOPE

DAL 1929

fope.com

»Ich bekomme, was ich will, eher, wenn ich die Dinge laufen lasse«

öffnen für neue Wege. Man muss bereit sein, Fehler zu machen und zu sehen, wohin sie einen tragen.

Was für Fehler können das sein?

Wenn zum Beispiel Schauspieler sich nicht ans Drehbuch halten. Dann ändern sie Sätze, sagen nicht, was sie sagen sollten – aber man merkt plötzlich, hey, das ist anders, aber das transportiert die Aussage genauso, sogar noch besser.

Erlauben Sie Ihren Schauspielern zu improvisieren?

Natürlich. Die sind ja Schauspieler. Ich habe nie auch nur eine Stunde Schauspielunterricht genommen. Und ich habe nie Regie am Theater geführt. Meine Welt ist das Flüchtige des Films. Also maße ich mir gar nicht an, Schauspielern ihre Arbeit zu erklären.

Aber wie dirigieren Sie die dann?

Ich sage nur: »Rede mit ihr.« – »Rede mit ihm.« – »Ich spüre da noch keine Verbindung.« – »Noch mal.« Ich würde ihnen nie im Detail vorschreiben, wie sie einen Satz aussprechen oder dabei schauen sollen. Ich sage höchstens: Vermittle mir, was du in diesem Moment zu sagen hast. Das kann auch in einem Blick liegen oder in einer Körperhaltung.

Und wenn Ihnen das nicht gefällt, wie vermitteln Sie das?

Immer erst mal abwarten. Manchmal kommt es vor, dass mir ein Schauspieler vor der Szene sagt, er will das jetzt so und so machen, und ich habe das Gefühl, das ist keine so gute Idee – aber ich lasse ihn machen. Ich habe früh gelernt: Ich bin nicht der Typ Regisseur, der am Set die totale Kontrolle haben muss. Ich bekomme das, was ich will, eher, wenn ich die Dinge laufen

lasse. Man weiß ja auch nie, was rauskommt. Kann doch sein, dass ich hinterher im Schneiderraum sitze und merke, der hatte Recht, das ist genau auf den Punkt so!

Passiert Ihnen das oft?

Bei *Departed* zum Beispiel – man könnte sagen, da ging im Schneiderraum die Drehbucharbeit erst richtig los. Plötzlich wurde mir klar, dass Sätze, die ich am Set für Unsinn hielt, unbedingt in den Film müssen, weil die Schauspieler das Skript auf ein anderes Niveau heben, etwas Neues schaffen. Das merkt man nicht immer sofort. Wenn da ein gewisses Vertrauen ist zwischen Regisseur und Schauspieler, dann... ach nein, ganz grundsätzlich: Nichts zählt so sehr wie Vertrauen.

Nach all den Filmen, die Sie mit Robert De Niro gedreht haben: Wie muss man sich Ihre Zusammenarbeit am Set vorstellen? Wie besprechen Sie Szenen?

Gar nicht.

Gar nicht?

Wir schauen uns an und... das ist es im Grunde. Ganz gleich, ob er einen Mann mit Macht spielt oder nur einen simplen Kerl, er weiß, wie er sich verhalten muss. Er weiß, wie man so jemand *ist*. Gerade wenn es um die Mafia-Figuren geht. Sie wären überrascht, wie es in dieser Mafia-Welt zugeht.

Wer da die Macht hat, zeigt sie nicht zwingend. Es geht um ganz kleine Gesten, vielleicht auch nur ein spürbares Kräfteverhältnis im Raum. Bob kann das herstellen.

Kommt es vor, dass De Niro und Sie am Set in Streit geraten?

Nein. Das haben wir lange hinter uns.

Wie vermeiden Sie Streit?

Wir streiten uns einfach nicht.

Aber Sie werden doch mal unterschiedlicher Meinung sein.

Wir sind keine Hitzköpfe mehr. Wir sind alte Kerle, Bob, Al Pacino, Joe Pesci, ich. Unterschiedlich fit oder unfit, wir müssen alle zusehen, dass wir den Job körperlich noch hinkriegen. Da muss man sich einfach zusammenschlagen, da ist kein Platz für Rumgetue. »Puh, jetzt willst du wieder 40 Takes drehen, ich mach auf keinen Fall 40 Takes!« – »Doch, die machst du, wenn ich das sage.« – »Nein, nie im Leben.« – »Verdammt, es ist dein Job!« Und so weiter. Das geht nicht mehr. Die Frage ist doch: Wozu streiten? Natürlich, es kann hier und da Fragen geben, machen wir es so oder lieber so, es kann auch mal laut werden – aber das nennen wir: Arbeit. Haha! **Es hat wahnsinnig lange gedauert, bis Sie endlich wieder mit De Niro gedreht haben.**

Fotos: privat, mauritius images/Collection Christopher

Kollegenlob III Fatih Akin

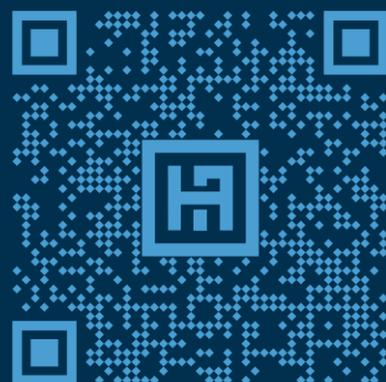


»Scorsese ist für mich viel mehr als nur ein Lieblingsregisseur. Er ist eine Bezugsperson. Es gibt so viele Berührungspunkte: Kind von Migranten, aufgewachsen in einem sozialen Brennpunkt und Religion als eine Bürde, an der man sich abarbeiten muss. Scorsese hat mich ermutigt, Filme zu machen, und vor allem: sie so zu machen, wie ich sie mache. Was seine Filme unter vielen anderen so außergewöhnlich macht, ist, dass es jenseits der Erzählung noch ein weiteres Narrativ gibt, nämlich die Auseinandersetzung mit dem Medium als solches. Seine Filme sind immer Dialoge mit der Kinohistorie. Jeder seiner Filme ist mein Lieblingsfilm. Wenn ich einen nennen müsste, wäre das wohl *Hexenkessel* – der Film, der mich ermutigt hat, meinen Debütfilm *Kurz und schmerzlos* zu machen.«

MEHR ZEIT. MEHR ERREICHEN.

WAS WOLLEN SIE MEHR?

Um mehr über die Mehrwerte unserer Privatbank zu erfahren, halten Sie einfach Ihre Smartphone-Kamera auf den QR-Code oder besuchen Sie: hauck-aufhaeuser.com/ich-will-mehr



HAUCK & AUFHÄUSER
PRIVATBANK SEIT 1796

WIE ERKLÄREN WIR UNSEREN ENKELN, WAS EIN STAU WAR?

EXPLORE THE FUTURE. GET INSPIRED.

FUTURE FORUM
by BMW Welt

bmw-welt.com/futureforum





Kollegenlob IV Til Schweiger



»Wenn ich an Scorsese denke, fallen mir zwei Filme ein: *Wie ein wilder Stier*, der völlig unverständlicherweise keinen Oscar als bester Film bekam – den bekam damals *Ordinary People* von Robert Redford. Für mich ist *Wie ein wilder Stier* einer der besten Filme aller Zeiten. Und der völlig übersehene *The King of Comedy* mit Robert De Niro in seiner vielleicht besten Rolle, neben *Midnight Run*. Wer *The King of Comedy* nicht kennt, unbedingt anschauen! Ein Meisterwerk! Mit seinem Schaffen gehört Scorsese zweifelsfrei zu den bedeutendsten Filmemachern der Nachkriegszeit.«

Jahre miteinander gedreht haben, aber offenbar sah niemand in diesem Projekt einen potenziellen Kassenerfolg. Aber dass es diesen Film jetzt gibt, liegt vor allem auch an Bob.

Inwiefern?

Wissen Sie, er kann sehr hartnäckig sein. Er kann einen regelrecht verfolgen, wenn er einen von etwas überzeugen will. So war das ja damals schon mit *Wie ein wilder Stier*. Ich war erst völlig dagegen. Aber er blieb dran, über Jahre! Er sagte immer wieder, los, wir machen das jetzt, komm, komm, komm. Irgendwann habe ich nachgegeben. Zum Glück.

Hätten Sie ohne seine Hartnäckigkeit *The Irishman* irgendwann einfach sein lassen?

Vielleicht, ja. Wir sind wirklich alle Möglichkeiten durchgegangen, wir hatten sogar überlegt, ob wir den Film als extreme Independent-Produktion mit null Budget durchziehen. Wir saßen in all den Jahren immer wieder beisammen, vergeblich. Erst als Netflix das Geld auf den Tisch legte, kam alles zusammen. Aber es war auch ein Glück, dass es so lange gedauert hat.

Warum?

Als wir anfangen, an dem Film herumzudenken, war die Computertechnik noch gar nicht weit genug für diese Verjüngungen. Wir dachten, wir müssen das alles mit Make-up machen. Dann zog es sich über Jahre, wir bekamen das Geld nicht zusammen – und letztlich war das ein riesiger Glücksfall. In der Zwischenzeit hatte sich die Software so weiterentwickelt, dass wir die Gesichter tatsächlich hinbekamen.

Wie haben Sie Joe Pesci aus dem Ruhestand zurück vor die Kamera gelockt?

Oh, das war Bob.

Pesci spielt eine Rolle, die anders ist als seine früheren Auftritte in Ihren Filmen – diesmal ist er nicht der Wahnsinnige, vor dem alle Angst haben, sondern der sanfte Typ, der Einfühlsame.

Ja! Ich habe auch immer versucht, ihm das vorher klarzumachen. Aber... na ja, er hat mir nicht so richtig zugehört. Sagen wir so: Bob und Joe sind sich näher. Ich habe Joe in all den Jahren nur ab und zu gesehen. Er wollte immer wieder mal, dass ich bestimmte Filme mache, aber das waren eher so Geschichten, wie wir sie früher schon gemacht hatten. Ich dachte immer, da steckt keine neue Tiefe drin, da ist nichts zu entdecken, warum das alte Zeug wiederholen? Wir werden älter, sollten wir nicht zusehen, dass wir noch etwas Neues hinkriegen? Ich kann nichts mehr nur aus Spaß an der Freu-

de machen, ich muss Dinge tun, die wirklich zählen – was auch immer das heißen mag.

Und was zählt?

Ganz ehrlich, das versuche ich immer noch herauszufinden.

Sie sitzen also da wie Frank Sheeran und blicken zurück?

Oh ja, da gibt es Parallelen.

Aber der Mann war ein Monster.

Und ein liebender Familienvater. Genau das macht doch den Menschen aus – er ist Heiliger und Sünder zugleich. Lustig, vorige Nacht habe ich genau so was geträumt: Jemand sagt zu mir, du bist ein Monster, und ich sage, ja, das stimmt, ich bin ein Monster. Der Regisseur Tim Burton sagte mal, Filme seien für ihn eine sehr teure Form der Therapie. Bekämpfen Sie mit Ihren Filmen das Monster in sich?

Ich hoffe es. Ja.

Und wenn Sie also jetzt zurückschauen auf fast ein halbes Jahrhundert als Regisseur: Würden Sie sagen, der Kampf war erfolgreich?

Ich fürchte, nein. Meine inneren Dämonen sind alle noch da. Die Unruhe, die Ängste. Was mich eher verändert, ist der Blick aufs Ende. Das Akzeptieren der Tatsache, dass alles eines Tages vorbei sein wird. Insgesamt habe ich mehr von den Menschen gelernt, die mich direkt umgeben, als von der Arbeit an meinen Filmen.

Und was war die wichtigste Lektion in all den Jahren?

Ich wollte einfach nur lernen... wie man ein guter Mensch ist.

Geschafft?

Natürlich nicht. Was heißt das überhaupt, »ein guter Mensch«? Wenn ich das wüsste, müsste ich keine Filme mehr machen.



MAX FELLMANN

wusste nicht, wie er sich verhalten sollte, als Martin Scorsese einen heftigen Hustenanfall bekam – ausgerechnet während er über die eigene Sterblichkeit sprach. »Ha, vielleicht war's das jetzt schon mit mir«, brachte Scorsese dabei lachend hervor, »Sie rufen wohl besser mal den Notarzt...«. Aber dann fing er sich und sagte nach einer kurzen Pause: »So. Weiter geht's.«

Fotos: Brigitte Lacombe/Netflix, imago/Press International, Shutterstock

BOSS WATCHES AVAILABLE THROUGH MGI-TWC GMBH. PHONE +49 7361 55 616 0

BOSS

BOSS.COM

BOSS
HUGO BOSS
watches

Gefundenes Fressen

Text
MAX SCHARNIGG

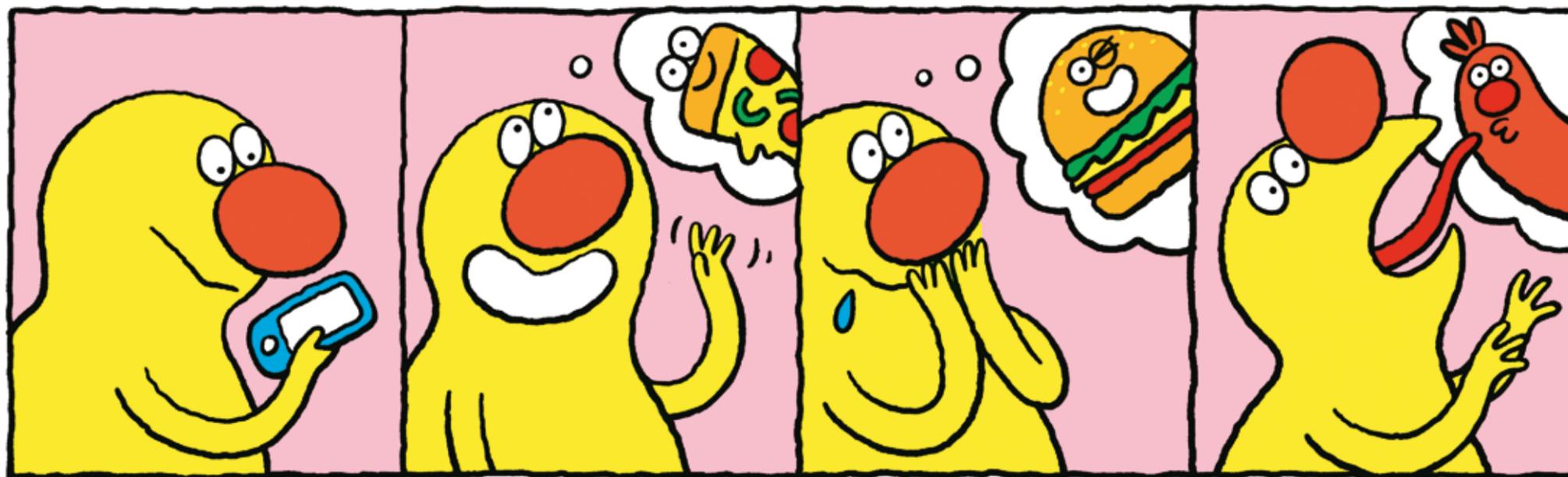
Illustrationen
NADINE REDLICH

Weil viele Lokale ihre Speisekarten heute online bereitstellen, kann man sich schon lange vor dem Besuch für ein Menü entscheiden – das kürzt die Sache erheblich ab. Schade drum

Ich habe am Computer die Angewohnheit, Dateien nicht in Ordnern zu speichern, sondern sie einfach auf meinen Desktop zu schlampen. Wenn der hiesige IT-Beauftragte das bei seiner jährlichen Runde entdeckt, kann ich seine Halsmuskeln sehen und muss unter Aufsicht alle veralteten Dateien in den Papierkorb verschieben. In diesem Jahr war der Vorgang noch peinlicher als sonst, denn es waren sehr viele PDFs darunter, die Namen trugen wie »Menu« oder »Mittagstisch« oder »Platdujour«. Ja, es waren Speisekarten von Restaurants. Ich hatte sie mir heimlich runtergeladen, um mich privat daran aufzugeilen.

Das schamlose Betrachten von Speisekarten am Schreibtisch ist eine Ersatzbefriedigung, zugegeben eine etwas dürftige. Aber seit nahezu jedes Restaurant sein Menü online stellt (oder zumindest eine Beispielauswahl), kann man als Mensch mit Speiseneigung platonisch in sehr viele Töpfe schauen. Und sich ganz kurz vorstellen, wie herrlich das jetzt wäre, wenn man zum Beispiel im »Une Table, au Sud« im Hafen von Marseille auf der Terrasse säße. Meine Großeltern pflegten noch die schöne Angewohnheit, vor jeder Aushang-Speisekarte an der Straße andächtig stehen zu bleiben. Nun, das lässt sich jetzt eben vom Schreibtisch aus erledigen und mit globaler Reichweite. Der kleine, voyeuristische Kitzel beim Blick auf die Karte – was gibt's da, und was kostet's da? – erfüllt

Nahrung nicht nur zu sichten und zu bestellen, sondern über das Smartphone auch zu sich zu nehmen, wäre der nächste logische Schritt der Digitalisierung.



sich auch am Bildschirm. Ein gewichtiger Nachteil ist natürlich, dass man nicht direkt ins Restaurant gehen kann, wenn das Angebot appetitlich klingt. Wobei, meine Großeltern sind auch nicht einfach so ins Restaurant gerauscht. Die haben sich nur Appetit geholt, gegessen wurde zu Hause. Ganz ähnlich ist die runtergeladene Speisekarte auch immer nur eine Trockenübung, ein

Tagtraum. Denn wer, wenn ich meine Bestellung rief, hörte mich denn? Die Kellner in Marseille jedenfalls nicht.

Ein paar Dutzend richtig versaute Speisekarten auf dem Desktop zu horten, ist also mein kleiner Eskapismus. Deutlich sinnvoller ist das Studium so einer Online-Speisekarte, wenn man beabsichtigt, das Etablissement in naher Zukunft auch auf-

zusuchen. Aber damit stellt sich auch ein gastrosophisches Problem. Sollte man überhaupt vorab in die Karte schauen? Bringt man sich damit nicht um einen zentralen Aspekt des Restaurantbesuchs?

Das Prinzip Essengehen besteht ja vor allem aus Erwartung und diversen Vorfreuden. Zunächst freut man sich auf den Abend in diesem Restaurant mit dieser Person. Im Idealfall auf beides. Und es ist schön, dass den Termin dabei noch ein bisschen geheimnisvolle Spannung umweht. Vor Ort angekommen, freut man sich dann darüber, eine Karte gereicht zu bekommen und zurückgelehnt das Angebot des Kochs sichten zu dürfen. Auch wenn es wohl kaum jemand zugibt: Speisekarten sind echte Lieblingsbücher. Kaum ein Text wird so aufmerksam und im wahrsten Sinne neu-gierig gelesen wie ein Tagesmenü, mit hungrigen Augen sozusagen. Man flaniert durch die Namen der Gerichte, schmeckt in sich hinein, puzzelt sich die einzelnen Gänge zusammen und entscheidet sich im letzten Augenblick komplett um – deshalb ist dieses Hantieren mit der Karte eigentlich die schönste Zeitspanne.

Wenn man nun ungeduldig schon am Rechner die Speisekarte liest, überspringt man die elementare Findungsphase im Restaurant. Und sabotiert ein wichtiges Kapitel der Tischkommunikation, nämlich die herrliche Abfolge der immer gleichen Sätze: »Findest du was? Mich lacht ja die Seezunge an. Aber das hier klingt auch irgendwie gut! Ach, wenn du das nimmst, dann nehme ich aber

das.« Und so weiter. Mit diesen Floskeln kommt man erst richtig bei Tisch an.

Wenn ich jetzt abends essen gehe, die Speisekarte aber schon mittags gelesen habe, verlagern sich die entsprechenden Dialoge gelegentlich auf unschöne Weise in den digitalen Raum vor. Ich teile meinen Restaurantbegleitern dann womöglich im Überschwang und ungefragt per WhatsApp mit, was ich später zu essen gedenke oder was auf der Karte richtig gut klingt. Das bringt uns um gemeinsames Erarbeiten und um fröhliche Entdeckungen, etwa im beliebten Karten-Abschnitt »Aus der Schmankerlküche«. Die Online-Karte ist also schnell mal die Stimmungsbanane. Als würde man bei einem Kinofilm schon alle lustigen Szenen kennen – und sie vorab erzählen. Deswegen versuche ich, mir diese Essensvorhersage wieder abzugewöhnen.

Außerdem: Bei einem Date, einem Geschäftsessen oder sonstigen Anlässen mit Spannungsscharakter liegt im Versinken in der Karte und dem ganzen Bestellgeplänkel oft auch großer Trost. Es wäre unfein, wenn man diese Einigung auf ein paar Minuten

aufmunternd zu. Und dann repetiert jeder monoton, was er sich zu Hause oder auf der Fahrt zu essen entschieden hat. Das bringt den Abend außer Takt, es ist, als würde man ein Haus nicht durch die Tür betreten, sondern rücklings durchs Küchenfenster plumpsen. Und diese große Kladde ist ja auch die Visitenkarte des Restaurants. Sie gar nicht erst aufzuschlagen wirkt vermutlich ziemlich unhöflich.

Allerdings kann man das Studium der Speisekarte übertreiben. Mir sind Menschen bekannt, die auch nach zwanzig Minuten hektischem Blättern, lautem Proklamieren der einzelnen Gerichte und vielem Seufzen den Kellner abermals wegschicken. Für alle mit chronischer Entscheidungsschwäche sind Speisekarten-PDFs eine gute Sache.

Und für jene, die immer das Gefühl haben, im Restaurant das Falsche zu bestellen. Wir leben schon lange in einer Welt, in der Algorithmen daran arbeiten, uns überall passgenaue Ergebnisse zu liefern. Sogar unsere Traumpartner werden bei der digitalen Partnersuche möglichst akkurat vorsortiert, bevor wir sie zum ersten Mal treffen. Spontanes Reagieren und Ad-hoc-Entscheiden sind deshalb oft gar nicht mehr beliebt, das kennt jeder, der schon mal einen Anruf nicht angenommen hat, weil er die Nummer nicht kannte. Sich risikoscheu das ideale Menü zusammenzustellen, bevor man leibhaftig am Tisch sitzt, ist verlockend modern. Ein Restaurant, das seine Karte nicht öffentlich teilt, wirkt heute schon ein bisschen verdächtig. Hat der Koch was zu verbergen?

Geradezu verpflichtend sollte das frühe Fernstudium so oder so im Falle von Weinkarten möglich sein. Zumindest wenn sie bibeldick und einschüchternd sind. Nicht nur, weil für die eingehende Analyse dieser Wälzer bei Tisch oft kaum die Zeit bleibt, sondern auch, weil man dann zu Hause endlich mal die Aussprache eines Nuits Saint Georges Les Saint-Georges 1er Cru 2017 Domaine Faiveley trainieren könnte. Und nicht immer Grünen Veltliner bestellen muss.



MAX SCHARNIGG

Der Speisekarten-Fetisch geht beim SZ-Stilredakteur so weit, dass er sich besonders schöne Menüblätter im Restaurant für zu Hause einpacken lässt. Das machen aber nicht alle Restaurantleiter mit. Schade, denn es gibt kein besseres Andenken an ein gutes Abendessen.

Wie sie wünschen

Ideen über Ideen zu Weihnachten – jeweils passend für Partnerinnen und Partner, Nachbarn, Kollegen, Geschwister, Eltern ...

Produktauswahl
JULIA CHRISTIAN

Fotos: Manufactum (1)



HÖRBÜCHER

»Die Bibel« (DAV)
Gelesen von Rufus Beck
88 Stunden. Vorgetragen von dem Mann, der den Enkeln schon Harry Potter vorlas.

»Sonnenfinsternis« von Arthur Koestler (DAV)
Lesung mit Ilja Richter
So grandios gelesen, dass man glaubt, selbst in Stalins Gefängnis zu sitzen.

»Die Jahre« von Annie Ernaux (DAV)
Gelesen von Corinna Harfouch, Nicole Heesters u. a.
Die französische Schriftstellerin erinnert sich an ihr Leben anhand von Fotografien, Wörtern, Melodien.

TEENAGER

- Decke »The Festival Rug« für Open Airs und sonstigen Outdoor-Einsatz. lavenhamjackets.com
- Kette »Rose Céleste Collier« mit Diamant, Onyx und Perlmutter. dior.com
- Baseball-Kappe aus Leder, mit Monogramm. burberry.com
- Gefütterter Anorak »Technologic Color-block Mech Stretch Jacket«. colmar.it
- Wintersportbrille »Wind Jacket® 2.0 Metallic Splatter Collection«. oakley.com/de-de
- freiluftbewährt
- mondsüchtig
- Hat viele »Bad Hair Days«
- War noch nie bei »Fridays for Future«
- bunter Hund
- Kinder-Sachbuch *Gretas Geschichte* von Valentina Camerini. heel-verlag.de
- Geht gern auf die Piste
- smartphonesüchtig
- Kleine Micro-USB-Powerbanks für Apple- und Android-Handys. mojipower.com
- Schreibtischlampe »Vice« aus schwarzem Marmor, mit Acrylschirm in diversen Farben. luciekaas.com
- kreativ
- schnell in der Birne
- Trägt nicht gern, was alle tragen
- Hat einen langen Schulweg
- gerade ausgezogen
- Spiel *Memory Game* mit geometrischen Farbmotiven. papiertigre.fr/en
- Hocker »Marshmallow« in vielen Farben. paulketz.com
- Kabelloser Ohrhörer »Track Air+« mit Geräuschunterdrückung. libratone.com
- Sneakers »H365 Blau« aus Veloursleder, mit seitlichem Reißverschluss. hogan.com

VIDEO-SPIELE

Concrete Genie, Playstation 4, ab 12 Jahre
Ein ungewöhnliches Spiel: Handelt von Mobbing, ist aber unangestrengt lehrreich, lustig und gibt dem Spieler als Waffe nur einen Pinsel.

The Legend of Zelda: Link's Awakening, Nintendo Switch, ab 6 Jahre
Beim Remake eines Gameboy-klassikers können Spielerveteranen ihren Kindern Tipps geben.

Fifa 20, alle Konsolen, PC
Die Frage, ob sich das jetzt wieder lohnt, stellt sich bei der alljährlich neuen Fifa-Version durchaus. Die Antwort 2019: Ja – dank Straßenfußball-Modus.

PORSCHE DESIGN TIMEPIECES



1919 Globetimer UTC
All Titanium & Blue
Zeitzone-Management im 1-Stunden-Takt.
Ohne Verlust der exakten Zeiteinstellung
[Min./Sek.] und mit automatischer Datums-
anpassung.

VON ZELL AM SEE NACH LOS ANGELES. AUF KNOPFD RUCK.

www.porsche-design.com/GlobetimerUTC

CDS & VINYL

Brittany Howard: Jaime

Das Debüt des Jahres von der Frontfrau der Alabama Shakes: Futuristischer Südstaatensoul, der Herz und Hüfte anspricht.

Miles Davis: Rubberband

Mehr als 30 Jahre lang galten diese Jazz-Funk-Aufnahmen als verschollen, jetzt wurden sie wiederentdeckt und teilweise mit Gastsängerinnen neu eingespielt.

Nick Cave & The Bad Seeds: Ghosteen

Ein bewegendes Denkmal an Caves 2015 verstorbenen Sohn und eine sakrale Meditation über das kosmische Werden und Vergehen.

Kupferkochgeschirr »Inocuire«. debuyer-brandshop.com

Ohringe »Botticelli« aus Gold mit Perlen, von Sophie Bille Brahe. net-a-porter.com

Halskette mit Anhänger »Cheval«. longchamp.com

Bauhaus-Fan

Notenbuch Radiohead for Solo Piano von Josh Cohen. fabermusic.com

Das Körperöl »Huile Antique« gibt es in fünf Duftnoten. buly1805.com

sattelfest

Radelt auch im Winter

zartbesaitet

sudokusüchtig

Gönnt sich ja sonst nichts

Stapelt Bücher auf dem Nachtkästchen

Tischlampen aus der Kollektion »Candy Lamp« mit Basis aus Holz und Schirm aus Baumwolle. lavestelaveste.com

Kocht gern für Gäste (und auch gern vor ihnen)

Planet der Anfänger

Max Kerstings Bildband Planet der Anfänger ist eine Ode an das Jung- und Unbekümmertsein. editiontaube.de

Will nicht älter werden

Wasser-ratte

PARTNER & PARTNERIN

exzentrisch

tastender Charakter

Handtasche »Phoebe Bis Celestial/Rosewood«. danselente.com

Uhr »Oyster Perpetual Datejust 51« mit Gehäuse aus Edelstahl und Weißgold, Zifferblatt mit Diamanten. rolex.com

Spielzeug-Set »Stranger Things – Die andere Seite« mit 2200 Teilen. lego.com

Taschen-Mixer für zwei Eingänge (Handy, Notebook, Tablet), mit Cross-fader. Pokketmixer, über yoox.com

Hobby-DJ

Laufschuh »Ozweego Pride« mit Obermaterial aus Mesh, Wildleder und Kunststoff. adidas.de

am Puls der Zeit

farbenfroh

Schirm »Love Rules« von Schoeller. ensoie.com/shop

Teilt Netflix-Konto mit dem Sohn

feuchtfrohlich

Toskanafraktion

Hat schnell einen dicken Hals

Schal »Edition« mit Daunenfüterung. eu.quartz-co.com

Espressomaschine aus der Serie »Sicity is my Love« von Dolce & Gabbana für Smeg. smeg.de

Weil es Liebe ist

Will sich breiter aufstellen

Einzigartiges (und sündteures) Hantelset »Olympia« aus Edelstahl in Metallic-Lackierung. Auf Anfrage. novgallery.com

Ring »Tidedrops« aus Weißgold mit Perlen. wempe.com

Herrenbademantel »Medina Stripe Print Multi« aus Baumwollfrottee. desmondanddempsey.com

Photo by Raphaëlle Mueller (1), Olympia, Barbell Collection, Ulysses Martel & Candice Joyce Blanc for NOV Gallery

Fotos: La Veste for Groplus Lampe (1), Desmondanddempsey (1)



A110S

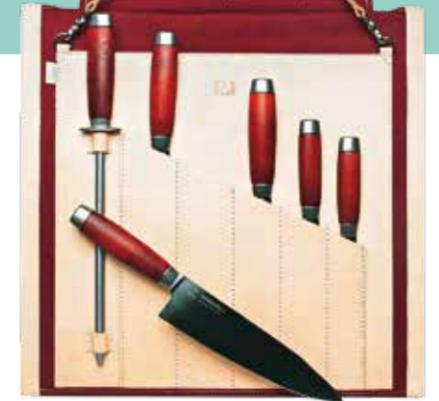


ALPINE

Mit erweiterter Motorleistung und perfekter Fahrwerksabstimmung bietet die A110S ein intensives Sportwagen-Fahrgefühl.
Alpine A110S, Benzin, 215 kW: Gesamtverbrauch (l/100 km) innerorts : 8,8; außerorts : 5,2; kombiniert : 6,5. CO₂ - Emissionen kombiniert (g/km): 146; Energieeffizienzklasse : E. A110 Gesamtverbrauch kombiniert : 6,4-6,5; CO₂ kombiniert : 144-146. Energieeffizienzklasse : E-E (Werte nach Messverfahren VO [EG] 715/2007). Abb. zeigt A110S mit Sonderausstattung. Die deutschen Alpine Center finden Sie unter : www.alpinecars.com

Tastatur »Retro Classic Elwood« mit Holzoberfläche, von Azio. amazon.de

Tic-Tac-Toe-Spiel »Canaan« aus Marmor, von Jonathan Adler. amara.com



Messerrolle »Skeriol Morakniv« aus Leder (ohne Messer) für fünf Küchenmesser und Wetzstahl. morakniv.se

Schlüsselanhänger »Hand« aus poliertem Messing, von Carl Auböck. store.wallpaper.com



Duft »Colonia« (Artist Edition) mit Noten von Bergamotte, Lavendel, Sandelholz. acquadiparma.com



Mit allen Wässerchen gewaschen



Herrenweste »Brook«, lavenhamjackets.com



Hat gern alles an seinem Platz

Schal »Tweed print« aus Kaschmir und Seide. de.akris.com



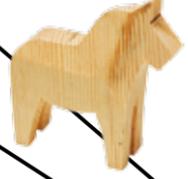
Füllfederhalter »Meisterstück Solitaire Calligraphy Gold Leaf« mit Blattgold-Verzierung. montblanc.com

Kosmetiktäschchen »Ophidia GG« mit Flora-Print. gucci.com



Hat stets frische Blumen in der Vase

zupackend



Schnitzset »Morakniv«, grandpa.store.com

Digital Native

Muss oft mit dem Hund raus

Mag es im kleinen Kreis

Liebt Winterspaziergänge

Führt Tagebuch

Küchenmaschine »No 657« mit besonders leisem 800-Watt-Rührwerk. carrera.de



Backt die besten Kuchen

»Flachmann« aus Keramik mit Verschluss aus Messing, Leder und Kork. heldbergs.com



geistvoll

ELTERN & SCHWIEGERELTERN

Braucht einen kühlen Kopf

Lederrucksack von The Bridge. thebridge.it



Will freie Hand haben

goldig

Flohmarkt-Fan

klein, aber oho

feine Nase

Mag Bier und Süßes

Ist oft erkältet



Schokolade »Beer Geek Crunch« mit karamellisiertem Gerstenmalz. beangeeks.chocolate.com

Fächer »Blue Flower Fan« aus Birkenholz. fernfans.com



verbindender Charakter

Ohrhinge »Gold Lapis Chain Drop« mit Lapislazuli, von Bottega Veneta. ssense.com

minimalistisch

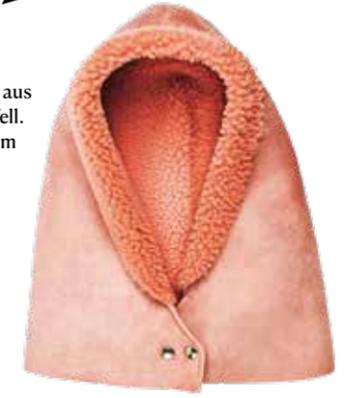


Porzellantase »Tea Jar« für Tee, Ohrstäbchen etc. ladoublej.com

Damenstiefel »Winterbootie mit Plateausohle«, marco-o-polo.com



Kapuze »Cagoule« aus Merino-Lammfell. toasties-paris.com



Spitzenrum »1998 Guadeloupe« (18 Jahre im Fass gereift) von samaroli. domaine-schwemme.de



Nähhilfe »Pincushion Guy« aus Porzellan, mit Kissen. eleonorbostrom.se



Wiederauflage der klassischen Lautsprecherreihe »LE01, LE02, LE03« von Braun – mit kabelloser Technik. braun-audio.com



BILD-BÄNDE

Hayahisa Tomiyasu:
TTP
Preisgekrönte Fotodokumentation über eine Tischtennisplatte in Leipzig, die für alles genutzt wird, nur nicht für Tischtennis.

Walter Chandoha:
Cats. Photographs 1942–2018
Niemand inszenierte Katzen wirkmächtiger: in der Werbung, auf Grußkarten, Puzzles, Plakaten, Tierfutter.

Linda McCartney:
The Polaroid Diaries
Ein intimer Blick ins Landleben der McCartneys auf ihrer Farm. Und ein posthumes Liebesbekenntnis seiner Frau an Paul.

Fotos: WallpaperSTORE (1)



Eric Larsen, Polarabenteurer

Wir feiern 30 Jahre PROMASTER.
Eine Kollektion von innovativen und zuverlässigen Uhren für professionelle Sportler und Abenteurer. Mit unseren Neuheiten aus den Bereichen Marine, Land und Sky haben Sie in jedem Gelände einen verlässlichen Partner an Ihrer Seite. Hilfreiche Funktionen, robuste Materialien und ein sportliches Design einen die PROMASTER Modelle.

In unserem Jubiläumsjahr möchten wir mit der Kampagne „Save the BEYOND“ die vom Klimawandel bedrohten Gegenden der Welt stärken. Einen großen Beitrag zum Umweltbewusstsein leistet dabei auch unsere Eco-Drive Technologie. Die wandelt jedes Licht in Energie um und macht den Batteriewechsel unnötig.

Alle Neuheiten und weitere Informationen finden Sie unter www.citizenwatch.eu



MARINE – Go Deeper
ISO 6425 zertifiziert und ausgestattet mit Tiefenmesser und weiteren hilfreichen Funktionen ist diese Uhr Ihr idealer Tauchpartner. BN2038-01L, 499 Euro*



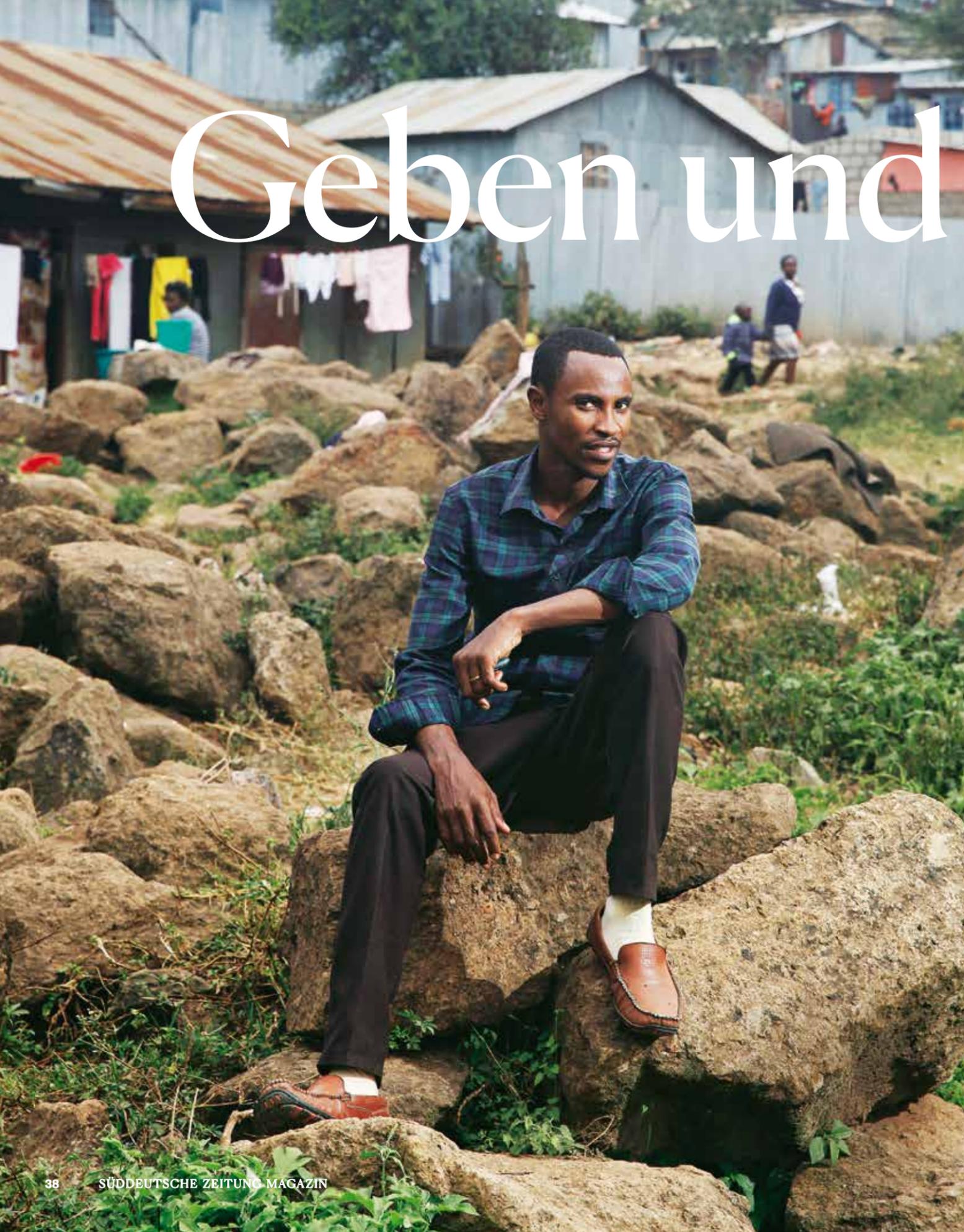
LAND – Go Further
Dank dieser Funkuhr mit Tachymeter und Stoppuhr behalten Sie auf der Rennstrecke den Überblick und sind bereit für das nächste Abenteuer. CB5036-87X, 459 Euro*

SKY – Go Higher
Besonders hilfreich bei dieser Funkuhr mit entspiegeltem Saphirglas: der Kalkulatorring zur Flugdatenberechnung. JY8085-14H, 529 Euro*



CITIZEN
BETTER STARTS NOW

Geben und Nehmen



Unsere Autorin fängt an, einen jungen Afrikaner mit Geld zu unterstützen. Bald merkt sie, dass sie sich unangenehme Fragen stellen muss: Zu welchen Bedingungen bin ich bereit zu helfen? Wo sind meine Grenzen? Und was sagt das über mich?

Text

JEANETTE SCHINDLER

Fotos

EVELYN DRAGAN,
TILL MUELLENMEISTER

Linke Seite: John Im Dagoretti-Slum in Nairobi, der Hauptstadt von Kenia. Diese Seite: Die Autorin vor Ihrem Wohnhaus in Ingelheim am Rhein, rund 6300 Kilometer von Nairobi entfernt.

W

Wie aus dem Nichts läuft plötzlich dieser Junge neben mir. Der Pfad in den Hügeln zwischen winzigen Feldern mit Hirse, Bohnen und Mais ist schmal, stellenweise werfen Bananenstauden ihre Schatten. Der Junge ist vielleicht zwölf, schätze ich. »Ich will in die Schule gehen«, sagt er in gebrochenem Englisch. Nicht »Hallo« oder »Wie heißen Sie?«, nur: »Ich will in die Schule gehen«. Er trägt eine Baseballmütze, ein zerschlissenes T-Shirt, Boxershorts und Flipflops. Unsicher und doch wie jemand, der ahnt, dass so eine Chance nicht noch einmal kommt, redet er auf mich ein, ihm die Schule zu bezahlen.

Es ist Januar 2010 in Ruanda. Der Junge ist Waise. Zusammen mit etwa einem Dutzend Journalisten aus Rheinland-Pfalz habe ich gerade eine Graswurzel-Initiative in einer Streusiedlung in Ruanda besichtigt. Der Partnerschaftsverein Rheinland-Pfalz/Ruanda zeigte uns, wie ruandische Frauen mit Ferkeln unterstützt werden, um sich eine kleine Landwirtschaft aufzubauen.

Der Junge lässt nicht locker, und wir fallen in der Gruppe, die den Pfad zum Parkplatz eingeschlagen hat, so weit zurück, dass der Bus mit meinen Kolleginnen und Kollegen ohne mich wegfährt und ich verdattert zurückbleibe zwischen den afrikanischen Frauen in ihren bunten Kleidern, mit Babys und riesigen Strohhallen auf dem Rücken. Wir lachen alle – die Frauen, der Junge und ich auch. Natürlich bemerken die anderen im Bus irgendwann, dass eine fehlt, und kehren um. Aus dem Heckfenster des Busses winke ich dem Jungen und den Frauen noch lange zu. Ich habe ihm gesagt, er solle sich an den Partnerschaftsverein wenden, ich könne ihm leider nicht helfen.

»Aber woran glaubst du dann? Gibt es für dich keinen Gott?«, schreibt John im Sommer 2018 auf WhatsApp.

»Ich glaube an das, was die Naturwissenschaften uns lehren«, tippe ich in mein Handy, »über die Entstehung des Universums und des Lebens.«

John erwidert: »Die Wissenschaft kann nicht alles erklären, nur Gott weiß alles. Und er ist es auch, der weiß, warum wir uns getroffen haben.«

Es sind acht Jahre vergangen seit dem Nachmittag in den Hügeln von Ruanda, als John und ich uns zum ersten und einzigen Mal begegnet sind. Ich erfuhr bald, dass er kein Junge war, sondern ein unterentwickelter 21-jähriger Mann.



Die kleinen Bilder auf diesen Seiten sind Fotos, die John und Jeanette Schindler einander per WhatsApp geschickt haben – hier ein Selfie von John beim Donut-Verkaufen.

Zehn Tage hatten wir Journalisten damals Zeit, um uns ein Bild von Ruanda zu machen. Einem Land, das einen Genozid verarbeiten muss, bei dem 1994 innerhalb von 100 Tagen fast eine Million Tutsi von ihren eigenen Landsleuten, den Hutu, wie in einem Blutausch ermordet wurden. Unter den Augen der Vereinten Nationen. Es schien alles gerade erst passiert zu sein. Die Folgen des Genozids waren an jedem Ort und in jedem Gesicht zu sehen. Oft wurden wir während unserer Reise gefragt, ob beziehungsweise wie uns in Deutschland die Aussöhnung gelungen sei – als wären wir Deutschen dafür Experten. Wir mussten eingestehen, dass es nach dem Holocaust kaum noch überlebende Juden in unserem Land gab, mit denen wir uns hätten versöhnen können. Jeder, mit dem wir in Ruanda sprachen, hatte Angehörige verloren, entweder waren sie getötet worden, oder sie saßen seit Jahren als mutmaßliche Täter im Gefängnis, nur wenigen war schon der Prozess gemacht worden.

Auch Johns Eltern – seine Mutter war eine Tutsi, sein Vater Hutu – sind während des Genozids gestorben. Es heißt, sie hätten sich das Leben genommen. Da war er fünf oder sechs. John schreibt, er erinnere sich nicht mehr daran, und ich bohre nicht nach. Wie 300 000 andere Kinder wuchs er ohne Erwachsene auf, mit seinem 14-jährigen Bruder, in einem sogenannten Kinder-Haushalt. Als wir Journalisten 2010 aus Ruanda abreisten, waren wir froh und dankbar, in Europa geboren zu sein.

Aber die Begegnung mit diesem Jungen lässt mich damals nicht mehr los. Zu Hause erzähle ich meinem Mann davon, und wir beschließen, die Schule zu bezahlen. Ich bitte eine Mitarbeiterin des rheinland-pfälzischen Partnerschaftsvereins in Kigali, den Jungen zu suchen. Nach zwei, drei Wochen schickt sie ein unscharfes Foto von einem Jungen in grellem Licht, der etwas entfernt im hohen Gras steht: Ist er das? Ja! In Wahrheit heißt er nicht John. Seinen echten Namen nenne ich in diesem Text nicht, weil er dadurch dort, wo er zurzeit lebt, Probleme mit den Behörden bekommen könnte.

Die ersten Jahre laufen wie bei einer dieser anonymen Patenschaften, die man über Hilfsorganisationen übernimmt. Man gibt so viel Geld, dass man auf nichts in seinem Leben verzichten muss, und wird nur beim Durchsehen der Kontoauszüge und durch einen freundlichen Dankesbrief einmal im Jahr daran erinnert. Drei Jahre lang schickt John uns immer zum Ende des Schuljahres einen handgeschriebenen Brief, über und über mit ornamentalen Bleistiftzeichnungen versehen, in denen er uns mit »Liebe Sponsoren« anspricht und die aktuellen Schulzeugnisse beilegt. Der Beweis, dass unser Geld gut angelegt ist. John holt da gerade nicht nur mehrere Jahre unterbrochene Schulzeit auf, sondern meistert auch noch die Einführung einer neuen Sprache. Als er die Schule verließ, wurde noch auf Französisch unterrichtet, nun findet der Unterricht in Nyanza auf Englisch statt: Die ruandische Regierung hat 2009 die Amtssprache auf Englisch umgestellt, um sich enger an den ostafrikanischen Wirtschaftsraum zu binden. 2013 ist John mit der Schule fertig, und wir stellen die Überweisungen nach Kigali ein.

Ein paar Wochen später schreibt er mir eine E-Mail mit der Bitte, ihm ein Studium zu bezahlen. Wir können uns das vorstellen – als unseren Beitrag für eine gerechtere Welt. Drei befreundete Paare sind dazu bereit, sich zu beteiligen.

Heute ist mir klar, meine Solidarität gilt damals nicht John als Mensch, sondern meiner sozialen Gruppe. Mit ihr fühle ich mich verbunden und mit ihrer Idee, auf der Welt mehr Chancengleichheit herzustellen. John ist das Vehikel, mit dem wir das verwirklichen könnten. Wohl deshalb empfinde ich es damals auch nicht als moralisches Problem, unsere Unterstützung nach einem Semester einzustellen, als sich unser Projekt als wenig aussichtsreich herausstellt: Johns Schulzeugnis ist nicht gut genug für ein Studium, das ihn sicher beruflich weiterbrächte. Es reicht, soweit ich mich erinnere, nur für Geografie und Geschichte. John selbst verfolgt zu der Zeit offenbar kein bestimmtes Ziel. Er will einfach studieren, und das nährt meinen Verdacht, dass es ihm nur darum geht, versorgt zu sein. Und versorgen wollen wir ihn nicht. Unser Ziel ist es, einem Menschen in Afrika eine Zukunft zu geben!

Ich höre drei Jahre lang nichts von ihm, dann entdecken wir einander 2016 auf Facebook wieder. John ist nach Kenia ausgewandert. Er war krank und hat sich dort behandeln lassen. Sein Bruder musste für die Behandlung ein Feld verkaufen. John hält sich in Nairobi als Händler über Wasser. Er kauft mit einem Freund Kleidung auf dem Gikomba, dem größten Secondhand-Markt Nairobis, und verkauft sie auf einem kleineren Markt im Kawangware-Slum weiter. Er postet Fotos von sich im Uhuru-Park in Nairobi. Aus dem Jungen ist ein hochgewachsener, schlanker Mann geworden, gut gekleidet und gepflegt. John, wie er in hellbrauner Adidas-Trainingsjacke und heller Hose am Seeufer in der Hocke sitzt und lächelnd aufs Wasser schaut. John in rosa-farbenem Hemd, schwarzem Jackett und blauer Anzug-hose, auf einer Veranda locker ans Geländer gelehnt, nachdenklich zu Boden blickend. Ich frage ihn, ob er wisse, dass die Kleidung, die er verkauft, wahrscheinlich aus Europa stammt. Nein, keine Ahnung, woher die Kleidung ist, antwortet er. Ich bringe es nicht übers Herz, ihm ein Foto vom überquellenden Altkleider-Container bei mir um die Ecke zu schicken.

Seit 2017 chatten wir über WhatsApp. Und eines Tages fragt John mich wieder nach Hilfe. Er wolle etwas Richtiges lernen, um eine Arbeit zu finden, von der er leben könnte, schreibt er. Sein Plan ist, eine Hotel-Ausbildung zu machen und dann einen Imbiss oder ein Café zu eröffnen. Ich reagiere zurückhaltend. Tausend Bedenken schwirren mir durch den Kopf. Angefangen bei der Frage, was es mich kosten würde, bis zu dem Zweifel daran, dass er die Schule wirklich besuchen würde. Und alles mündet in die einzige wichtige Frage: Warum soll ich einem jungen Mann auf der anderen Seite der Erdhalbkugel helfen, den ich eigentlich nicht kenne? Meine Antwort scheint mir einfach: weil ich es kann.

Mein Mann und ich regen uns oft darüber auf, wenn Leute über Klimawandel oder globale Ungerechtigkeit



Oben: Die Autorin konnte es sich bisher nicht leisten, John zu sich einzuladen oder ihn zu besuchen. Unten: John im Uhuru-Park in Nairobi.



klagen, die Politik dafür verantwortlich machen, was sie ja auch ist, aber mit ihrem eigenen Verhalten jeden Tag genau die Strukturen fördern, die zu all dem führen. Mit John stehen wir mit einem Mal vor der Frage, inwieweit wir selbst dazu bereit sind, zu teilen und Verantwortung zu übernehmen. Kann man aufrichtig die Not in Afrika beklagen und sich abwenden, wenn es konkret wird?

Auch Misstrauen und Vorurteile spielen in meinen Überlegungen eine Rolle. Die Furcht vor dem hungernden und sozusagen aus Not skrupellosen Afrikaner, der uns Europäer für unsagbar reich hält und deshalb gewissenlos ausnutzen und betrügen wird. Aber diese Vorstellung entwertet sowohl Afrikaner als auch Europäer. Sie reduziert mich auf eine egoistische Kapitalistin, die ihren Besitz mit Zähnen und Klauen verteidigt, und John auf einen Almosenempfänger, dem menschliche Tugenden per se abgesprochen werden. Auf unsere Kontinente übertragen ist es genau das, was es zu überwinden gilt. Kapitalistische Wirtschaftspolitik, die Afrika ausbeutet. Entwicklungshilfe, die Diktatoren und korrupte Regierungen unterstützt. Und auf der anderen Seite die afrikanische Bevölkerung, die in ihrem Trauma der Kolonialisierung gefangen scheint. Wäre es da nicht sogar geboten, dass John sich unser Geld ergaunert? Gewissermaßen als Entschädigung oder Vergeltung für all das, was der Westen Afrika angetan hat?

John findet tatsächlich eine Hotelfachschule, die bezahlbar ist und ihn aufnähme. Der Unterricht ist am späten Nachmittag bis in den Abend hinein, sodass die Schülerinnen und Schüler tagsüber für ihren Lebens-

unterhalten arbeiten können – sofern es Arbeit für sie gibt. John verkauft in den frühen Morgenstunden Donuts, die er in einer Bäckerei abholt und an Cafés liefert.

Ein Arbeitskollege von mir, der von sich meint, er habe einen Sprachfehler und könne nicht Nein sagen, erklärt sich bereit, die Hälfte der Kosten zu übernehmen: Johns anderthalbjährige Ausbildung in Kochen, Service und Management soll etwa 1100 Euro kosten. Dazu kommen 2500 Euro für Johns Lebensunterhalt in dieser Zeit. Auf zwei Familien verteilt ist das machbar. Ich nehme Kontakt mit dem Dima-College in Nairobi auf, das John ausgesucht hat. Wir vereinbaren, dass ich das Schulgeld halbjährlich direkt an das College überweise, und John eröffnet sein erstes eigenes Bankkonto.

Seither lässt John mich intensiv an seinem Leben teilhaben. Glaubt er, mir das schuldig zu sein? Er schickt mir Bilder um Bilder: John mit weißer Kochuniform, knallrotem Halstuch und imposanter Kochmütze. John an einem langen Tisch mit zwei Dutzend Tellern, die er sorgfältig mit Gemüse und Reis anrichtet. Ein Foto von seinem Studentenausweis, der ihn zu einem legalen Bürger in Kenia macht, mit Aufenthaltserlaubnis und allem Drum und Dran.

Er müsste mir das nicht schicken. Für mich sind seine Fotos und seine Geschichten ein Geschenk. Aber für ihn sind die Fotos wohl Beweisstücke dafür, dass ich ihm vertrauen kann. Er bedankt sich oft und überschwänglich bei uns.

Ich schicke ihm Fotos von meinem Arbeitsplatz in einem Radiosender und bitte ihn, mich nicht mehr »Lieber Sponsor« zu nennen. Mir schwebt eine Freundschaft auf Augenhöhe vor, in der das Geld keine Rolle spielt. Was wir für ihn tun, wäre dann bald nur eine kleine Starthilfe in ein Leben, in dem er von niemandem abhängig wäre – auch nicht von uns. Wie bei Eltern und ihren erwachsenen Kindern, wo beide Seiten im Idealfall ihre alten Rollen hinter sich lassen. Wir wären dann nicht mehr durch Abhängigkeit verbunden, nur noch durch Zuneigung.

Wir schicken uns gegenseitig Fotos von zu Hause. John wohnt in einer Wellblechbaracke. Das erschreckt mich. Ich habe naiverweise gedacht, unsere Unterstützung würde für mehr reichen. Er lebt im Dagoretti-Slum von Nairobi, in einer Ein-Raum-Hütte, in der es im Sommer brütend heiß und in der Monsunzeit so kalt wird, dass John in Sweater und Anorak auf seinem Sessel sitzt. Sein Abendessen, meistens Reis mit Bohnen oder Tomaten, bereitet er auf einem Petroleumkocher zu, den er auf den Boden neben den niedrigen roten Holztisch stellt, der für ihn alles ist, Esstisch, Schreibtisch und vermutlich auch Waschtisch. Es gebe Strom, schreibt John, aber kein Wasser. Die Latrine teilt er mit drei anderen Familien – gestampfter Boden, mit einer verdreckten Hocktoilette und einem Eimer daneben. Die Fotos ploppen im Campingurlaub in Portugal auf mein Handy, selbst die abgelegensten Wanderrastplätze haben dort bessere Toiletten.

Die kenianische NGO Pamoja Trust veröffentlichte 2009 mit der Unterstützung von Hunderten Slumbe-



Oben: John wohnt in Nairobi in einer Wellblechhütte. Hinter ihm auf dem Boden stehen seine Wasserkanister. Unten: John bei der Ausbildung zum Koch.



wohnern eine Bestandsaufnahme der Slums in Nairobi. Demnach lebten schon damals in Dagoretti mindestens 250 000 Menschen, inzwischen dürften es viel mehr sein. Mehr als ein Drittel war zwischen 19 und 30 Jahre alt und alleinstehend. Kaum einer von ihnen arbeitete außerhalb des Slums. John träumt davon, dem zu entrinnen. Er fühle sich einsam, schreibt er, besonders abends allein in der Hütte. Wir schicken einander unzählige Fotos und Videos über unser beider Leben. Er will Deutschland sehen. Er bewundert die Stadt Mainz, meine Straße, unser Haus. Alles so sauber und »smart«, meint er. Ungewollt wirkt alles, was ich ihm zeige, prahlerisch. Mir wird mein Wohlstand immer unangenehmer.

»Meine größte Angst ist, in Armut zu leben, wie ich es als Kind erlebt habe«, schreibt er. »Ich kann nicht vergessen. All die Dinge, die mir in meinem Leben zugestoßen sind. Und ich wünschte, ich könnte eine eigene Familie haben.«

Johns Armut macht mir Angst. Ich will etwas für ihn tun, gleichzeitig fühle ich mich in einen Strudel gezogen, hinein in sein Elend, das mir zunehmend ausweglos scheint.

»Die Klimaerwärmung haben die Industrieländer verursacht, und in Afrika fürchten die Menschen sich vor der Dürre«, schreibt er einmal. »Aber was soll man machen?«

»Bist du nicht sauer auf Europa, auf die westlichen Länder, die das alles verursacht haben?«, frage ich.

»Nein, Afrika braucht doch die Produkte der Industrieländer – Autos, Handys, Elektrogeräte. Die Regierung hier hätte Geld, um mehr gegen die Folgen der Klimaerwärmung zu tun, aber sie setzen das Staatsgeld nicht richtig ein.«

Klimawandel, Flüchtlingspolitik, das sind Themen, die mich umtreiben und über die ich gern die Meinung dieses jungen Afrikaners erfahren würde. Aber es sind nicht seine Sorgen. Ihn beschäftigen der Alkoholismus und die Gewalt in Nairobi, die Perspektivlosigkeit, die Armut. In der Nachbarschaft hört er, wie ein betrunkenere Mann seine Frau verprügelt und die Kinder weinen. Die Männer trinken aus Spaß, meint er. Auch sein Vater habe zu viel getrunken. Er sei Mechaniker gewesen. Wenn er nachmittags nach Hause gekommen sei, habe er John grün und blau geschlagen zur Strafe für irgendetwas. Seine Mutter habe versucht, ihn zu schützen. So ein Mann wolle er nicht werden, erklärt John. Jeden Sonntag geht er in die Kirche. Die Gemeinde ist seine Familie.

Meine Beziehung zu John verändert sich mit der Zeit. Aus dem Solidaritätsprojekt Afrika schält sich ein Mensch heraus. Mir gefällt, wie er über Frauen spricht, seine Sanftmut und sein Vertrauen in andere Menschen, in seine Kirchengemeinde. Wie er sich trotz der Armut seine Würde erhält, was sich für mich auch darin ausdrückt, wie sorgfältig er sich jeden Tag kleidet. Ich bewundere seine Zuversicht, die ihn davor bewahrt, sich aufzugeben und Alkohol und Drogen zu verfallen. Ich will John dabei unterstützen, der Mensch zu bleiben, der er ist. Warum?

Weil es letztlich darum geht, was für ein Mensch ich sein will und wie ich mich in der Gemeinschaft sehe. Der Soziologe Heinz Bude hat dazu ein kluges Buch geschrieben: *Solidarität. Die Zukunft einer großen Idee* kreist um genau diese Frage. Der Individualismus, der uns viel Freiheit gebracht hat, macht uns weis, wer sich anstrengt, kann alles erreichen, wer pfleglich mit seinem Körper umgeht, wird nicht krank. Das heißt aber umgekehrt, jeder ist an seinem Unglück selbst schuld und deshalb auch allein dafür verantwortlich. Diese Ideologie setzt auf Selbstperfektionierung und spricht einen frei von Solidarität. Doch für ein gutes Leben reicht es nicht, nur die eigenen Interessen im Blick zu haben. Das hat es noch nie. Und jeder, der mal Solidarität vermisst hat, kennt die Kehrseite: wie verlassen man sich fühlen kann. Ich will ein Mensch sein, der für sich sorgt, aber auch mit der Welt und den Menschen verbunden ist.

Und heute kann Solidarität nicht an den nationalen Grenzen Halt machen. Denn schon jetzt fliehen Millionen Menschen wegen wirtschaftlicher Not und der Folgen des Klimawandels aus ihrer Heimat. Der kamerunische Historiker und Politikwissenschaftler Achille Mbembe warnte im Deutschlandfunk, die globale Migration sei unaufhaltsam. Europa könne sich nicht abschnitten. Es sei denn, der Kontinent sei bereit, zu Mitteln zu greifen, die bis zum Genozid führten.



Schindler und John versuchten, sich per Fotos gegenseitig ihren Alltag zu zeigen – hier am Arbeitsplatz bei einem Radiosender.

»Mein Risiko ist, nur als Geldquelle wahrgenommen zu werden. Aber was für ein viel größeres Risiko trägt John? Für ihn kann es buchstäblich um Leben und Tod gehen«

»Was ist die schönste Erinnerung an deine Mutter?«

»Wenn ich weinte und hungrig war, hat meine Mutter mir zu essen gegeben!«

»Kein Lied, kein Spiel, an das du dich erinnerst?«

»Nein, ich habe nicht viele Erinnerungen. Aber ich weiß, dass meine Mutter mich geliebt hat, denn sie hat mir zu essen gegeben. An Sonntagen ist sie manchmal mit mir durch die Felder spazierengegangen, die Nachbarn besuchen. Unsere Eltern haben uns ein Haus hinterlassen. Mein Bruder lebt mit seiner Familie darin. Die Nachbarn haben gesagt, unser Vater habe es mit seinen eigenen Händen gebaut. Das ist die einzige Erinnerung, die wir noch haben.«

Kann es sein, dass John mir das alles nur schreibt, damit die Geldquelle aus Europa nicht versiegt? Aber warum nagt dieser Zweifel überhaupt so an mir? Eines Tages bin ich so töricht, ihn zu fragen, was ihm unsere Beziehung eigentlich bedeute, wohl wissend, dass er ja kaum schreiben wird: Ich freue mich über die finanzielle Unterstützung.

Er schreibt: »Du bist für mich einfach wie eine Mutter. Deshalb erzähle ich dir auch alles. Außer dir gab es bisher niemanden in meinem Leben, mit dem ich über das alles sprechen konnte. Erinnerst du dich noch daran, wie wir uns damals begegnet sind? Ich wäre am liebsten mit dir gegangen.«

Je länger ich über uns nachdenke, desto mehr begreife ich: Es geht mir nicht um Geld und darum, ob ich es verlieren könnte. Es geht um das Bedürfnis danach, als Mensch wertgeschätzt zu werden. Gelegentlich bittet John mich um Zeit zum Chatten, dann will er mich um einen Rat fragen. Aber die Lebenserfahrungen einer Europäerin sind für einen jungen Afrikaner nicht von sonderlichem Nutzen, scheint mir. Vieles von dem, was mir in Europa zur Verfügung steht, um ein Problem zu lösen oder mein Recht zu erstreiten, gibt es dort nicht. Und so drehen sich nahezu all seine Sorgen um zwei Fragen: Wie bleibe ich gesund, und wovon lebe ich?

Und mir erscheint unsere Solidarität manchmal regelrecht subversiv – als würden wir versuchen, ein mächtiges System zu unterlaufen. Während wir John unterstützen, liefert die EU weiter subventioniertes billiges Milchpulver in afrikanische Länder und raubt dortigen Milchbauern ihre Existenz. Unsere Altkleider-Container quellen über von Klamotten, die in Kenia lokale Schneidereien vernichten. Seit Jahrzehnten trennen wir unseren Müll, um zu erfahren, dass nur ein geringer Teil des Plastikmülls wiederverwertet, das meiste aber gegen Bezahlung in Entwicklungs- und Schwellenländern abgeladen wird, wo Menschen auf den Müllbergen, die dort die Umwelt zerstören, unseren Abfall zusammenklauben, um damit ein bisschen Geld zu verdienen. Diese Wirtschaftspolitik verhindert, dass John sich eine Existenz aufbauen kann.

John hat keine andere Wahl, als sich eine großzügige Europäerin warmzuhalten, denke ich manchmal. ▶

Das ist das Risiko meiner Solidarität – am Ende doch nur als Geldquelle wahrgenommen zu werden. Aber was für ein viel größeres Risiko trägt John, dass ich seine Sehnsucht nach einer aufopferungsvollen Mutter nicht erfülle? Für ihn kann es buchstäblich um Leben und Tod gehen. Da finde ich mein Risiko sehr überschaubar.

Besonders deutlich vor Augen geführt wird mir das im Sommer 2018. John schreibt damals, es gehe ihm nicht gut. Sein altes Leiden sei wieder aufgeflammt. Schmerzen im Bein. Seine Beschreibungen sind sehr vage, und ich höre vor allem heraus, dass er Geld braucht. Das alte Misstrauen steigt wieder auf, und ich frage so lange nach, bis er mit der Wahrheit herausrückt: ein Geschwür am Po, von dem er fürchtet, es könnte Krebs sein. Ich bitte um Fotos – aus Sorge, aber wenn ich ehrlich bin, auch aus Zweifel. Er schickt mehrere Fotos, die er selbst mit einigen Verrenkungen in seiner schwach beleuchteten Unterkunft gemacht hat. Es sieht entsetzlich aus. Ein blutendes, eitriges, pflaumengroßes Geschwür auf der rechten Pobacke. Ich schäme mich, dass ich ihn zu dieser Zurschaustellung genötigt habe.

Es dauert zwei Wochen, bis John eine günstige Klinik findet und er endlich operiert wird. Ich schicke 900 Euro für die Behandlung. Eine wohlhabende Dame hat uns einen Teil davon gegeben. Der Pfarrer seiner Freikirche begleitet ihn ins Krankenhaus. Sie schicken mir ungefragt Fotos aus dem Operationssaal. Ich sehe, wie John bäuchlings auf dem Tisch liegt, mit einem blauen OP-Tuch über dem Körper, wie der Chirurg sich über ihn beugt, das Geschwür in der Petrischale. John denkt, ich würde ihm sonst nicht glauben, dass er das Geld wirklich für seine Behandlung aufwendet. Eine andere Erklärung gibt es für die Fotos nicht.

»Vor langer Zeit habe ich gehört, dass weiße Männer und Frauen klug sind in allem«, schreibt er eines Abends. »Afrikaner wissen nicht, wie man das Leben meistert.«

Ich bin erschüttert und tippe, das habe nichts mit der Hautfarbe zu tun. »Was ist mit Barack Obama, Nelson Mandela und den vielen anderen, die mir gerade nicht einfallen?«

»Ja, kenne ich«, antwortet er, »aber ich frage mich, warum afrikanische Staaten trotzdem so unterentwickelt sind. Eines ist sicher, wenn jemand nach Europa oder in die USA kommt, kann er oder sie sich sehr rasch entwickeln. Er oder sie wird reich!«

»Morgen zeige ich dir, wie schwer es ist, sich in Europa zu entwickeln«, antworte ich. »Schlaf gut, John.«

Er hat nie gesagt, dass er in Europa leben will. Aber er erzählt mir, wie viele Menschen in Nairobi auf ein Visum nach Europa, in die USA oder nach Australien warten. Ich schicke John Fotos von Containern, die in Mainz über die Wintermonate hinweg für Obdachlose aufgestellt wurden, von einer heruntergekommenen Flüchtlingsunterkunft in Wiesbaden, in der Hunderte Menschen auf engstem Raum leben müssen. Er schreibt zurück: »Willst du wirklich behaupten, in Europa ist es schlechter als in Afrika, in Europa gibt es mehr Armut?«



Oben: John in seiner Kirchengemeinde. Sie ist eine Säule seines Lebens. Unten: Wohncontainer für Obdachlose in Mainz. Mit diesem Foto wollte Schindler John zeigen, dass es auch in Europa Armut gibt.



»Wie weit muss unsere Solidarität gehen? Darauf gibt es keine einfache Antwort. Noch bin ich bereit zu helfen«

Sinnlos zu schreiben, dass Armut relativ ist, dass in Deutschland niemand verhungert und trotzdem ein menschenwürdiges Leben sehr schwierig sein kann. Sinnlos zu schreiben, dass es in Deutschland kaum noch Arbeit für ungelernete Kräfte gibt, dass sie längst von Maschinen gemacht wird. John kämpft jeden Tag darum, nicht zu verhungern, nicht an einer Krankheit zu sterben.

Im Oktober 2018 bekomme ich ein Foto von einem voll besetzten Gerichtssaal auf mein Handy. John wurde beim Donut-Verkaufen erwischt – ohne Arbeitserlaubnis. Eine Nacht lang wurde er festgehalten, danach wurden alle Schwarzarbeiter in einem einzigen Verfahren abgeurteilt. Er musste 10 000 kenianische Schilling Strafe zahlen, umgerechnet etwa 90 Euro. 150 Euro hat er im Monat zur Verfügung, für Miete, Bus, Essen und alles andere. Er schickt mir dieses Foto aus dem Gerichtssaal und dazu eines vom Bußgeldbescheid, aber er fragt mich nicht nach Geld, und ich schicke ihm auch keines.

»Warum suchst du dir nicht eine richtige Arbeit in einem Restaurant oder Hotel?«, frage ich damals ein bisschen verärgert – um später festzustellen, wie überheblich das war. Ich hatte keine Ahnung vom Arbeitsmarkt in Nairobi. In Kenia beantragt der Arbeitgeber die Arbeitserlaubnis für die Person, die er einstellen will, und nicht der Arbeitssuchende selbst. Das Dokument ist ziemlich teuer, und es wird nichtig, sobald das Arbeitsverhältnis endet. Die Arbeitgeber überlegen sich genau, für wen sie eine Arbeitserlaubnis beantragen, und vor allem in kleinen Unternehmen werden den Arbeitnehmern die Kosten für die Arbeitserlaubnis aufgebürdet. Ob man eine Stelle findet, hängt zudem oft von der Stammeszugehörigkeit und von Beziehungen ab. Ausländer wie John stehen unten in der Nahrungskette.

Und wenn Johns Ausbildung in der Hotelfachschule völlig vergebens ist? Wenn er auch damit keine Arbeit findet?

Ich habe mich lange mit diesen Fragen gequält, bis mein Mann eines Tages fragte: Was heißt Solidarität eigentlich? Man stellt sich an die Seite von jemandem, den man für vertrauenswürdig hält, und unterstützt ihn bei der Verfolgung eines Ziels oder der Verteidigung einer Idee. Eine Erfolgsgarantie kann es niemals geben. Solidarisch zu sein birgt von Anfang an das Risiko des Scheiterns. John hätte die Prüfungen an der Hotelfachschule nicht schaffen können, trotzdem wäre unsere Solidarität mit ihm nicht vergebens gewesen. Sie hat ihn weit gebracht.

Die andere Frage ist, wie weit unsere Solidarität gehen muss. Und darauf gibt es keine einfache Antwort. Es ist ein Herantasten und muss in jeder Situation neu ausgehandelt werden. Noch bin ich bereit zu helfen.

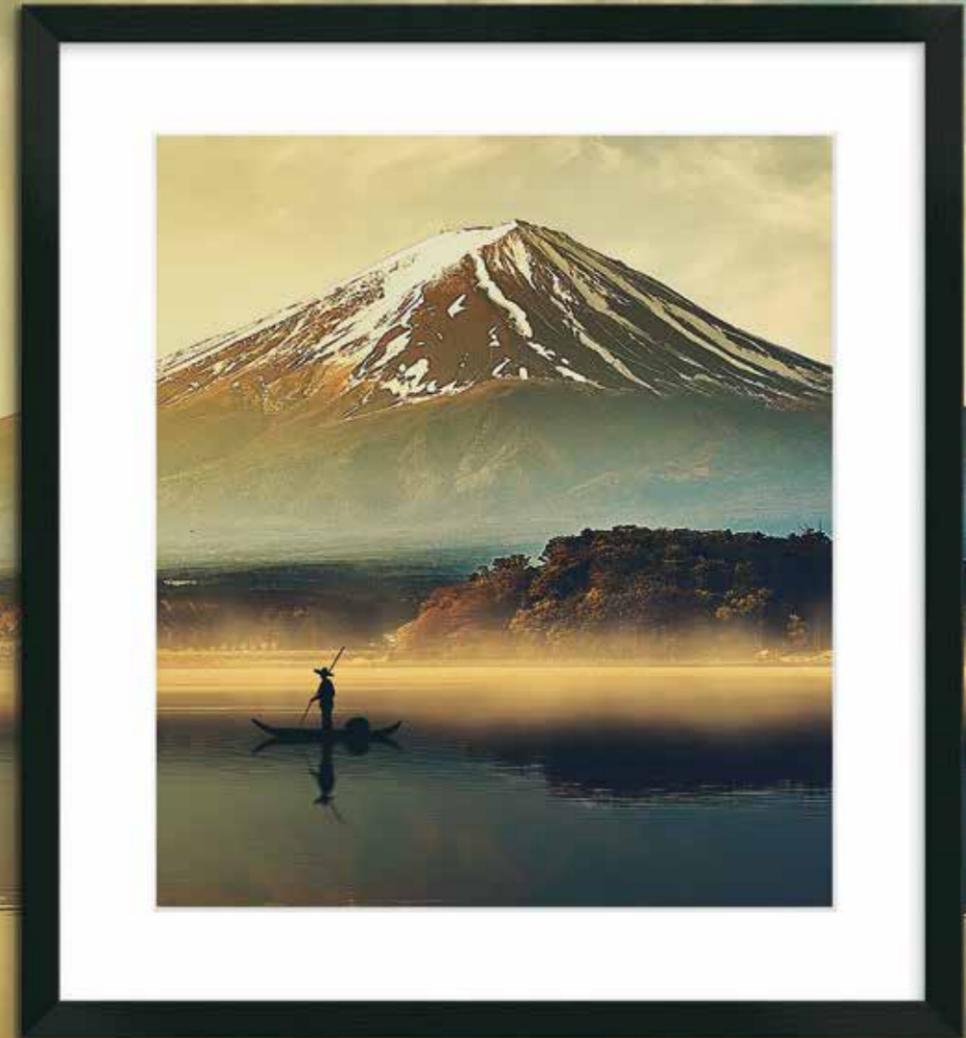
Ich schreibe große Hotelketten an, die Niederlassungen in Nairobi und in Ruanda haben. Ich schreibe an Stiftungen, an Hilfsorganisationen. Niemand antwortet. Viele kümmern sich um Ausbildung in Entwicklungsländern, aber anscheinend niemand darum, was danach mit den jungen Leuten passiert. Die Wirtschaft

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine

Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. WhiteWall Media GmbH Europäallee 59, 50226 Frechen, Deutschland © Photo by Danil Vnouchkov



Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich



in Kenia und auch in Ruanda wächst, aber es entstehen viel zu wenige Jobs. Viele Firmen bringen gleich ihre eigenen Arbeiter mit. Im Sommer 2018 wird in Ruandas Hauptstadt Kigali ein VW-Montagewerk eröffnet, mit großen Erwartungen: 5000 Fahrzeuge sollen dort pro Jahr montiert werden, 1000 Arbeitsplätze entstehen. Aber nach einem Jahr arbeiten in dem Werk nur 20 Mitarbeiter, seit der Eröffnung haben sie gut 100 Autos montiert. Die Gründe sind vielfältig: zu wenig Absatz, schlechte Infrastruktur (es fehlt an Strom und Transportmitteln), zu wenige qualifizierte Arbeitskräfte.

Was den Arbeitssuchenden bleibt, ist Tagelöhnerlei für lächerliches Geld. John schickt mir Fotos aus einem Park in Nairobi, wo junge Männer auf der Wiese dösen. Sie waren schon früh am Morgen auf den Platz gezogen, wo Arbeitgeber sich Arbeitskräfte für einen Tag aussuchen, und leer ausgehen.

John ist einer von Millionen junger Menschen in Afrika, für die es keine Perspektive gibt. Ihm bleibt nichts übrig, als von Tag zu Tag zu leben. Allmählich verstehe ich auch sein Gottvertrauen, denn eine andere Institution, die ihm beisteht, gibt es für ihn nicht. Sein Gott ist es, der ihn mit mir zusammengeführt und bisher am Leben gehalten hat. So sieht John das.

Ein paar Wochen vor dem Ende seiner Ausbildung bittet er mich, ihm eine Kopie meines Personalausweises und eine Bestätigung zu schicken, dass wir ihn weitere drei Jahre lang unterstützen. Nur zum Schein, damit er sein Visum in Kenia verlängern kann. Ich sage Nein. Er schickt mir eine Audiobotschaft und fleht und bittet. Es fällt mir schwer, bei meinem Nein zu bleiben, aber hier ist meine Grenze. Mir scheint dieser Trick nicht richtig, und die Folgen für mich kann ich nicht absehen. Es muss andere Möglichkeiten geben. Ich schicke ihm eine lange Audiobotschaft zurück, in der ich ihm erkläre, dass ich nicht reich bin, eine Familie, Tochter und Enkel habe, für die ich sorgen möchte. Ich verspreche, mit ihm nach einer anderen Lösung zu suchen.

Die nächste Zeit herrscht in unserem Chat öfter Funkstille. Ich setze John unter Druck, er müsse sich selbst mehr um einen Job bemühen. Ich verlange Beweise, will seine Bewerbungen sehen. Jetzt klinge ich wirklich wie eine verärgerte und besorgte Mutter.

Und eines Tages schreibt John: »Ich habe einen Job. Im »Royal Palm Restaurant«. Ich bin zum Bewerbungsgespräch gegangen, und sie haben mich genommen. Diese Woche werden wir eingearbeitet und über alles informiert. Nächste Woche ist Restaurant-Eröffnung. Dann geht's los.«

Voller Freude und Erleichterung klicke ich mich durch die Fotos, die er mir von der Einarbeitungswoche schickt. Die 100 Euro, um die er uns bittet, damit er die Arbeitspapiere besorgen kann, schicken wir ihm gern. Mit dem Job kann John endlich die Familie gründen, die er sich schon so lange wünscht. Im August will er seine Freundin Ange heiraten.

Dann brauen sich neue Wolken über ihm zusammen. Ins »Royal Palm Restaurant« kommen wenige Gäste, der Besitzer zahlt den Mitarbeitern den sowieso mickrigen



Oben: John lernt in seiner Hütte für die Hotelfachschule. Unten: Die Autorin bei der morgendlichen Zeitungslektüre.



»Johns größter Wunsch ist, einmal auf einem Schiff zu fahren. Ich hoffe inständig, nicht nach Europa. Es wäre zu gefährlich«

Lohn von 120 Euro monatlich nur noch in Raten. John macht sich Sorgen, weil er zu viel für die Busfahrt zur Arbeit ausgeben muss. Wir schicken ihm 150 Euro, damit er sich ein Fahrrad kaufen kann. Doch bevor er dazu kommt, wird er entlassen. Das Geld hilft ihm jetzt über den nächsten Monat. Außerdem hat das Dima-College ihm immer noch kein Abschlusszeugnis ausgestellt, das er dringend für Bewerbungen braucht. Lange reagiert die Schule weder auf meine Mails noch auf Johns Bitten. Er bekommt das Zeugnis schließlich, aber erst nach vielen Monaten.

Mit einem anderen Problem rückt John erst nach und nach heraus. Im Überschwang seines Erfolgs hat er einen Hochzeitsplaner beauftragt. Das Angebot, das er mir per WhatsApp schickt, schlägt mir die Sprache. Die Hochzeit mit Limousine, Musiker, Torte und Buffet soll 1500 Euro kosten, so viel wie John in einem Jahr im »Royal Palm« verdient hätte. Wie sich herausstellt, hat er gehofft, dass meine Freunde und Kollegen für ihn zusammenlegen würden.

Vor einem Jahr hätte mich eine solche Erwartung noch geärgert und frustriert. Heute bin ich gelassen. John war verschwenderisch. Vielleicht wollte er auch angeben. Aber er war ehrlich. Er hat nicht irgendein Drama erfunden, damit ich das Geld lockermache. Und ich muss es ihm auch nicht geben. Ich sammle nicht für Johns gigantische Hochzeit – die musste jetzt viel kleiner ausfallen.

Einmal haben John und ich uns darüber unterhalten, welcher Besitz uns wirklich etwas bedeutet. Ich habe ihm ein Foto von meiner Brille geschickt, ohne die ich aufgeschmissen wäre, und von einer Tischuhr, die mein Vater mir einst geschenkt hat. John schickte mir ein Foto von zwei Armbanduhren. Er schrieb dazu, er fühle sich »smart«, wenn er eine der Uhren trage.

Sein Lieblingsort ist der See im Uhuru-Park in Nairobi oder am Meer. Sein größter Wunsch ist, einmal auf einem Schiff zu fahren. Ich sage nichts, aber ich hoffe inständig, nicht nach Europa. Es wäre zu gefährlich, aber ich will ihn auch nicht aufgeben sehen. Ich wünsche mir, dass er weiter für eine Zukunft, für ein gutes Leben in Afrika kämpft. Wir hatten bisher nie genug Geld, um ihn zu besuchen oder ihn zu uns einzuladen, aber John und ich malen uns ab und zu aus, wie das wäre: Mein Mann und ich reisen nach Ruanda oder Kenia, John begrüßt uns an der Hotelrezeption und gibt uns die Zimmerschlüssel. Er wohnt dann nicht mehr im Dagoretti-Slum, sondern in einem Steinhaus mit Toilette und Dusche.



JEANETTE SCHINDLER

ist frustriert darüber, dass John trotz vieler Bewerbungen immer noch keine feste Arbeit gefunden hat. Er wünscht sich, dass ein Hotelmanager im »Ibis«, »Hilton« oder einem anderen Hotel in Nairobi ihm eine Chance gibt, etwa im Service. Eine fair bezahlte Arbeit würde sein Leben völlig verändern.

Kleine Fotos Seite 40-46: privat

HIRMER



KAUFINGERSTRASSE 28
80331 MÜNCHEN
HIRMER.DE

MÜHENDE LANDSCHAFTEN

Viele Regionen in Ostdeutschland
kämpfen gegen ihren Niedergang.
Diese Bilderserie etwa zeigt
die Stadt Zeitz in Sachsen-Anhalt.
Doch die Antwort auf
den Verfall ist klar: Zuversicht

Fotos
JÉRÔME GERULL
Text
CORNELIUS POLLMER

Blick auf die
Rahnestraße –
diese Straße gilt
in Zeitz als
besonders
berühmt für
ihren Leerstand.



Vielen Gebäuden in Zeitz ist noch anzusehen, wie schön sie einmal waren, etliche sind Gründerzeithäuser. Mopeds aus DDR-Zeiten (oben) sind als Fortbewegungsmittel beliebt.



I

Ich habe vor Kurzem eine Maßeinheit erfunden, sie heißt Deutschland-Dioptrien. Mein Deutschland-Dioptrienwert liegt bei ungefähr +50, ich bin also deutschlandweitsichtig. Praktisch sieht das so aus, dass ich auf Überlandfahrten durch den Osten oft durch Orte komme, in denen

ich nicht anders kann, als mich zu fragen, wie sieht es hier einmal aus, in fünfzig Jahren?

Die Orte, in denen ich mich das frage, haben Gemeinsamkeiten. In ihnen hängen Rollläden vor Fenstern wie schwere Lider vor müden Augen. In ihnen kleben Zettel an Türen von

Geschäften und berichten von deren Aufgabe: »Liebe Kunden, nach 35 Jahren ...« In diesen Orten kommt mir oft der Esel aus den *Bremer Stadtmusikanten* in den Sinn. Jener Esel, der behauptete, etwas Besseres als der Tod sei überall zu finden.

Sooft ich diese Orte dann wieder verlasse, nie verlassen sie mich. Der Grund dafür liegt in den düsteren Prognosen, die über einem Teil meiner Heimat liegen wie ein tief dräuender Himmel. Diese Prognosen haben die Frage des Ob schon beantwortet und bislang nur offengelassen, wo genau und wie heftig es bald knallen und gewittern wird. Rund 3,7 Millionen vor allem jüngere Menschen haben den Osten seit 1990 verlassen, ein Viertel seiner Gesamtbevölkerung. Das Durchschnittsalter ist auch deswegen von 37,9 auf 46,3 Jahre gestiegen. Fast drei Viertel derer, die noch im Osten leben, wohnen im ländlichen Raum. Ihr Vermögen, ihr Lohn, folglich ihr Steueraufkommen – alles liegt im Durchschnitt deutlich unter dem Niveau des Westens, und wenn es mal wieder ein »Ranking der Regionen« in Deutschland gibt, ist klar, wo die roten Laternen leuchten: Mansfeld-Südharz, Vorpommern-Greifswald, Altmarkkreis Salzwedel.

Die Bürgermeisterin von Pulsnitz in Sachsen erzählte vor ein paar Jahren, ihr Ort sei ein Schwerpunkt der Altenpflege und das vierte Pflegeheim gerade fertiggestellt und eingerichtet worden, »bis zur letzten Tasse«. Eröffnen konnte sie es trotzdem nicht, es fehlte an Bewerbern für die Arbeitsplätze in dem Heim. Der Bürgermeister von Rothenburg in der Oberlausitz sagte, seine Leute im Ort würden den eigenen Markt nur noch »die toten Augen von Rothenburg« nennen, so viele stumpfe Schaufenster gebe es dort, so wenige offene Geschäfte. Der Bürgermeister von Johanngeorgenstadt im Erzgebirge erwiderte, das Problem habe er so nicht, denn

einen richtigen Markt gebe es bei ihm nicht mehr.

In Sebnitz habe ich einen Pfarrer mal gefragt, wie viele Beerdigungen, Taufen und Hochzeiten er im Jahr durchführe. Er sagte, Hochzeiten seien es etwa zwei, Taufen vielleicht zehn, Beerdigungen locker fünfzig. In Zittau erzählte mir eine ältere Frau, es gehe schon lange nicht mehr darum, ob man bei Krankheit einen guten Arzt finde. »Man muss froh sein, wenn man überhaupt einen findet!« Wo wir gerade in der Lausitz sind: Der Wirtschaftswissenschaftler Joachim Ragnitz sagte in einer Diskussion zur Zukunft der Region, eigentlich könne man »über jeden Arbeitsplatz froh sein, der nicht entsteht, weil wir ihn sowieso nicht besetzen könnten«.

In Sachsen-Anhalt trat in einem Landtagswahlkampf eine satirische Initiative auf und schlug vor, nur Halle und Magdeburg zu erhalten und den weiten Rest des Landes einfach aufzuforsten. Es passierte mehr als einmal, dass auf diesen Vorschlag nicht nur Gelächter folgte, sondern Leute so ein lusternes »Warum eigentlich nicht?«-Gesicht machten. Nie vergessen werde ich eine Veranstaltung in Pirna, auf der eine Studie vorgestellt wurde. Es ging um urbane Wachstumszentren und auch um die Frage, wie die Zukunft außerhalb dieser aussehen könnte. Meine Heimat Sachsen war auf einer Karte wie so oft ziemlich kräftig eingefärbt, und als ich in der Legende nachlas, was es mit dieser kräftigen Farbe auf sich hatte, blieben mir Luft und Spucke weg: Die meisten Orte im ländlichen Raum, so lautete der offizielle und gänzlich nicht satirische Vorschlag an die Politik, solle man »palliativ begleiten«.

Ich sehe die Statistik und die Prognosedaten, ich höre die Geschichten – und ich frage mich, was das alles gemessen in Deutschland-Dioptrien bedeutet. Ist der demografische Tipping Point bereits erreicht, und

forsten wir den nicht städtischen Osten irgendwann einfach auf, und das wäre ja auch nicht weiter schlimm, weil vor allem ein Beitrag zum Klimaschutz? Oder ist dieses Endspiel um einen ganzen

Landesteil noch nicht verloren, ist es womöglich grundsätzlich gar nicht zu verlieren, weil auch das Überleben des ländlichen Raums keine Frage des Ob ist, sondern nur eine des Niveaus?

Die Firma Takraf ist auf Geräte und Anlagen für den Tagebau spezialisiert – einen wichtigen Wirtschaftsfaktor in Zeitz. Der Werbeschriftzug oben ist alt, aber das Unternehmen gibt es noch.

Wenn ich in der Frage eines sicher weiß, dann, dass ich keine Ahnung habe. Ich weiß ja nicht mal, ob es schon ein Wert an sich ist, wenn irgendwo Menschen wohnen. Ob das besser ist, als

wenn da niemand wohnt. Ich weiß aber, dass trotz Freizügigkeit und gleichwertiger Lebensverhältnisse und trotz allem anderen, was noch so im Grundgesetz steht, nicht jedes

Straßendorf aufrechterhalten werden wird. Die Frage ist also nur, ob gerade etwas stirbt – oder ob es schon gestorben ist und der Tod sich bislang nur versteckt wie bei einem Baum, der von





Wie ein Fremdkörper steht in Zeitz das Brühl-Center (unten) mit den üblichen Werkzeugen des städtischen Zeittotschlagens: Kino, Bowlingbahn, Sportsbar.



außen noch im Leben steht, während drinnen schon die Fäule tobt.

Es ließen sich etliche Bereiche nennen, in denen Systeme kollabieren werden, von der medizinischen Versorgung über den Feuerwehrynachwuchs bis zum Busfahrplan. Aber dann bliebe am Ende wieder nur ein bequemer Grusel beim Aus-der-Ferne-Betrachten des Endzeit-Thrillers Demografie. Und so düster die Aussichten für einige Regionen speziell im Osten sind, so oft haben sich in der Vergangenheit Aussichten dann überraschend doch einmal geändert. Die *Osterreichische Neue Tageszeitung* titelte schon 1959: »Sozialstaat ist in der Sackgasse – Wer zahlt morgen die Renten?«. Und sechs Jahre zuvor hatte Adenauer die damalige Bevölkerungsentwicklung mit dem ziemlich voreiligen Satz kommentiert: »Dann sterben wir ja aus.«

Gegen die Prognosedaten stehen auch viele Pioniere und Bürgerinnen, Ehrenamtliche und Bürgermeisterinnen in den abgehängten und abgerankten Regionen. Sie geben den genannten Zahlen trotz aller Schwierigkeiten in der Lausitz oder in Vorpommern ein oft erstaunlich fröhliches Gesicht – und eine Zukunftslaune, die so langsam von der Depression fortgeht in Richtung Sven Regeners *Delmenhorst*: »Erst wenn alles scheißegal ist, macht das Leben wieder Spaß.«

Auch solche Menschen hat der norddeutsche Fotograf Jérôme Gerull in Zeitz in Sachsen-Anhalt getroffen (seine Bilder sehen Sie auf diesen Seiten). Umtriebige Kreative, die einer Stadt Hoffnung und Neuanfänge geben, in der rund jedes dritte Wohnhaus leer steht und alles günstig zu mieten ist. Zu kaufen auch, ganze Häuser sind für fünfstelligen Beträge zu haben. Zeitz, Burgenlandkreis, etwa vierzig Kilometer vor Leipzig, hat seit der Wende jeden dritten Einwohner verloren. Die Stadt

hat viel gelitten und wird potenziell weiter leiden: Ein naher Tagebau bietet noch Arbeit, für immer wird er das nicht. Gerull hat in Zeitz viele stumpfe Fassaden gefunden, aber nicht nur. Sondern auch Menschen, die mehr Vertrauen in ihre Stadt haben als in kalte Extrapolationen irgendwelcher Daten.

Und es kann doch sein. Es kann sein, dass gerade in den Regionen, die nicht unter so einem hohen sozialen und wirtschaftlichen Druck stehen wie gegenwärtig die größeren Städte, sich neue Formen des Zusammenlebens etablieren. Formen, in denen das Wachstum materiellen Wohlstands nicht mehr das dominante (und auf hohem Niveau ein bisschen dumme) Ziel allen Strebens ist. Es kann sein, dass die durchaus noch jungen Leute, die zum Beispiel in der Lausitz gerade zunehmend Verantwortung übernehmen für ihre Heimat, auf lange Sicht genauso belebend wirken, wie zuletzt die Leuchtturmpolitik und der Rückzug des Staates aus der Fläche abtötend gewirkt hatten. Es kann sein, dass Regionen sich in den nächsten Jahren gesunder werden, dass sie einige Orte aufgeben und dafür einen kräftigen zivilen Kern so stärken, dass dort Geschäfte geöffnet bleiben und die Häuser entgegen aller Prognosen nur nachts ihre Rolläden senken. Und solange solche Dinge sein können, ist das Endspiel nicht vorbei. Der Glaube daran kann mithelfen, selbst Zahlenberge zu versetzen.

JÉRÔME GERULL



Der Fotograf beschäftigt sich viel mit dem Kosmos Stadt – seien es Straßenzüge in New York, Fahrradfahrer in Dortmund oder Straßenkünstler in Berlin. Gerull lebt in Hamburg und Hannover.



L É M A N D E N U I T

Caran d'Ache. Die Exzellenz des Swiss Made seit 1915.

CARAN D'ACHE
Genève

DONNERWETTER!!!

Text
MARC SCHÜRMAN

SCHNELLSCHUSS

Was verrät es über Menschen, welches Wort ihnen im Augenblick des Schrecks entfährt?

Illustrationen
AART JAN-VENEMA

Als mein Vordermann plötzlich sehr nah war und ich eine Vollbremsung mit quietschenden Reifen hinlegen musste, um ihm nicht draufzufahren. Als mein Wecker mich aus dem Mittagsschlaf riss. Als ein Hund laut bellend an den Zaun vorm Gehweg schoss. Als der andere keine Vorfahrt hatte und trotzdem auf die Kreuzung fuhr.

In all diesen Momenten rief ich: »Alter!« Das fiel mir auf. Warum rufe ich »Alter?« Rufen normale Menschen nicht »Argh!«, »Oje!« oder, wie meine Mutter, »Schei...« – kurze Pause – »... benkleister!« Was sagt es über mich, dass ich »Alter!« rufe in einem Augenblick, in dem ich keine Zeit habe zu überlegen, was ich äußere, sondern es mir einfach entfährt wie ein Blitz dem Himmel? Was sagt es über andere Men-

schen, was ihnen in einer Schrecksekunde jeweils entfährt? Meine Lebensfrau ruft in solchen Momenten »Scheiße!«, obwohl sie dieses Wort sonst nie benutzt. Eine Dame, die in der Redaktion in einem Nebenzimmer arbeitet, meint von sich, sie rufe im Schreck »Fuck!«. Ein Kollege erzählte von einem Bekannten, der sage in solchen Augenblicken allen Ernstes: »Hoppsi!«

Ich rufe Arnulf Deppermann an, Professor am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache der Universität Mannheim. Dort ist die, wie er sagt, größte Datensammlung des gesprochenen Deutsch entstanden: rund 10000 Stunden Mitschnitte von Gesprächen im deutschsprachigen Raum, etwa Alltagsunterhaltungen in Familien, Teamgespräche im Büro, Coa-

chings, WG-Diskussionen. Deppermanns Institut macht diese Aufzeichnungen seit 2008, jedes Jahr kommen jeweils dreißig bis vierzig Stunden hinzu. Diesen Wust des gesprochenen Wortes zerlegen sie am Institut in seine Einzelteile und analysieren diese wie Laborproben.

Unter anderem wird tatsächlich untersucht, was Menschen in Schreckmomenten sagen, etwa wenn sie eine unerwartete schlechte Nachricht erfahren. Die häufigste Interjektion, so lautet der Fachbegriff, war nach Deppermanns Auskunft »Oh Gott!«. Das würden in erster Linie Frauen sagen, die mit Dep-

permanns Worten »stärker Etiketteorientiert sind als Männer und Vulgarismus vermeiden«, anders formuliert: die Manieren haben. Auch »Fuck!« und »Shit!« kämen oft vor, aber nur bei Jüngeren. »Mist!« falle in den Mitschnitten ebenfalls häufig.

Und »Alter?«

»Alter Schwede«, ja. »Alter« allein nur als Anrede, aber selten als Ausruf, sagt Deppermann. Das sagt im Schreck sonst fast kein Mensch? Warum dann ich?

»Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, verstehen Sie mich nicht falsch«, sagt Deppermann, »aber wir kennen das von Demenzkranken. Ich meine damit: Was leicht verfügbar ist, das ist leicht aktivierbar. Vielleicht haben Sie den Ausdruck früher häufiger benutzt. Auch Demente benutzen vermehrt Sprachformen, die aus ihrer Kindheit und Jugend stammen.«

Ich bin am Rande des Ruhrgebiets aufgewachsen, da sagt man »Alter!« wirklich viel, zu Menschen, Tieren, Situationen. Lustig, dass das in Momenten des Kontrollverlusts jetzt, mehrere Jahrzehnte seit meinem Wegzug, wieder hochkommt.

Lustig auch, dass ich das selbst dann rufe, wenn ich allein im Auto sitze. Ein Redner, kein Publikum. Wozu soll das gut sein?

Deppermann vergleicht es mit dem Gestikulieren. Als man Menschen in Experimenten daran gehindert habe, während des Telefonierens zu gestikulieren, hätten die Leute nicht mehr flüssig formuliert. »Menschen verhalten sich auch allein in hohem Maß wie in Gesellschaft«, sagt Deppermann. Auf die Schreckausrufe bezogen: Auch die habe man sich in sozialen Situationen angewöhnt.

Und warum überhaupt Schreckausrufe? Menschliches Verhalten wird ja gern mit der Evolution begründet, aber ich sehe keinen evolutionären Nutzen darin, im Falle des unerwarteten Hervortretens eines Löwens aus dem Gebüsch »Ups!« zu rufen. Der kanadische Soziologe Erving Goffman schrieb, derlei Aus-



rufe seien möglicherweise ein Weg, andere Menschen zu beruhigen: Wenn jemandem ein Stück Fleisch durch den Grillrost rutscht, ruft er demnach »Ups!«, um sein Umfeld davon zu überzeugen, dass sein Verstand noch funktioniert und er das Fleisch nicht fallen ließ, weil er ganz generell einen an der Waffel hat. Man signalisiere auch: Mir ist klar, dass mir da gerade was Blödes passiert ist.

Man dürfe sich diese Ausrufe sowieso nicht vorstellen wie Reflexe, nicht wie die Hand, die man von der Herdplatte zieht, sagt Arnulf Deppermann. Was man im Schreck ruft, sei insgesamt zwar wenig kontrolliert, aber es gebe durchaus Leute, die auch im Affekt den Ausruf unterdrücken könnten – oder ihn im Gegenteil stilisieren.

Dazu gehöre ich nicht. Leider. Würde ich einen Ausruf stilisieren, dann rief ich regelmäßig »Donnerwetter!«, vielleicht auch »Pottztausend!«. Das hat Klang, das hat Noblesse.

Am Mannheimer Institut ist noch etwas aufgefallen. Was jemand im Schreck ausruft, kommt auch auf die Ursache des Schreckens an, genauer: darauf, wer schuld ist. Ist man selbst schuld, der andere oder niemand? Falls man selbst oder niemand schuld ist, rufen die Menschen laut Arnulf Deppermann »Scheiße!«, »Fuck!«, »Mist!«. Ist aber der andere schuld, rufen sie eher so etwas wie »Mensch!« oder »Ach komm!«. Mir scheint, auch »Alter!« passt in die letztere Reihe. Kann es sein, dass ich im ersten Moment dazu neige,

anderen die Schuld zu geben? Ich fürchte, im Straßenverkehr ist das auf jeden Fall so. Auch der bellende Hund und der von mir selbst gestellte Wecker, siehe oben, schienen mir im Affekt die Schuldigen zu sein. Als mir aber kürzlich vorm Abspülen die innig geliebte Armbanduhr herunterfiel, die dabei zersprang, rief ich nicht »Alter!« – ich fand wohl niemanden, der schuld gewesen sein könnte. Ich rief stattdessen: »Oh nein!«

Immerhin, das gefällt mir ganz gut. Schön altmodisch. Wenn ich künftig dafür Sorge, dass mir hier und da ein Weinglas aus der Hand fällt, schaffe ich es vielleicht doch noch zum »Donnerwetter!«. Ich weiß nur nicht, was meine Lebensfrau dann ruft.



MARC SCHÜRMAN

ist felsenfest davon überzeugt, dass er als Jugendlicher einen Ausdruck plötzlicher Freude erfunden hat, der heute durchaus einigermaßen verbreitet ist: »Geil!«.

»Wie soll man einen Moment beschreiben, in dem man nicht konzentriert beobachten kann?«

Interview

LARA FRITZSCHE

Fotos

LEA CRESPI

Die französische Schriftstellerin Catherine Millet erklärt, was so schwierig daran ist, einen Orgasmus in Worte zu fassen – und wem das bisher am besten gelungen ist

Catherine Millet, 71, ist Journalistin, Kunst-Expertin und Sex-Expertin, und hat ihr erstes Geld als Vertreterin für amerikanische Schönheitsprodukte verdient.

SZ-MAGAZIN **Sie schreiben über Grup-pensex auf einem Supermarktparkplatz in einem Pariser Vorort. Sie schreiben über die Affäre Ihres Mannes und die Frau, die er geschwängert hat. Sie schreiben von den Schlägen Ihres Vaters. Gibt es etwas, was Ihnen zu intim ist, um darüber ein Buch zu schreiben?**

CATHERINE MILLET Also, Sex, Intimitäten des Körpers machen mir nichts aus, darüber kann ich gut schreiben. Aber die Intimität von Gefühlen fällt mir schwerer preiszugeben. Mein Buch *Das sexuelle Leben der Catherine M.* ist ein gutes Beispiel. Es gibt darin praktisch keine Gefühle. Über Gefühle schreiben kann ich nur mit zeitlichem Abstand. Die Sache, von der ich erzähle, muss abgeschlossen sein.

Unter den großen Gefühlen ist vielleicht eines der schmerzhaftesten, keine Kinder bekommen zu können, wenn man sich welche wünscht. Würden Sie über diese Enttäuschung schreiben?

Heute ginge das schon. Aber in einer bestimmten Phase in meinem Leben hätte ich es nicht gekonnt. Der Wunsch nach einem Kind korrespondierte sehr stark mit der Annäherung an meine Mutter. Ich war mit ihr oft im Konflikt gewesen, und es gab auch Phasen, da war sie psychisch krank und es war schwierig, überhaupt mit ihr zu kommunizieren, aber am Ende ihres Lebens, in den letzten Jahren, näherten wir uns an. Lustigerweise wurde mir in dieser Zeit klar, dass ich auch Mutter werden will. Aber ich wurde es nicht.

Sie schreiben gerade ein neues Buch, worum geht es da?

Es wird *Commencements* heißen (*Anfänge, Anm. d. Red.*). Eine Idee, die ich schon lange mit mir herumtrage. In Frankreich spricht man vom Beginn des Lebens nicht bei der Geburt, sondern zu einem Zeitpunkt nach dem Studium oder der Ausbildung, wenn man wirklich entscheidet, wer man sein will. Diese Lebensphase interessiert mich, weil ich glaube, dass wir Menschen nie mit größerer Ignoranz ausgestattet sind als da. Man hat gar keine Erfahrung. Entscheidungen werden nur aufgrund von Sehnsüchten und Intuition getroffen. Hinzu kommt der Zufall. Ich möchte über diese Scharnierzeit in meinem Leben schreiben.

Wie wurden Sie Journalistin?

Ich fing mit 18 an zu arbeiten. Ich habe mit Nebenjobs begonnen und dann gleich mit dem Grauenhaftesten weitergemacht, was es für Menschen gibt, die schüchtern sind: Ich war Vertreterin für Schönheitsprodukte. Da-

mals waren viele Frauen tagsüber zu Hause, und ich bin mit Kosmetikprodukten in meinem Koffer von Haustür zu Haustür gelaufen. Horror. Danach arbeitete ich bei Monoprix, dem Supermarkt, im Sekretariat. An dem Tag, als sie mich an die Kasse unter die Leute versetzen wollten, kündigte ich. Zwei Jahre später habe ich angefangen zu veröffentlichen, bei einem Wochenmagazin namens *Les Lettres françaises*.

Macht es den Unterschied zwischen guten und sehr guten Journalisten aus, wie genau und nüchtern sie sich selbst beobachten können?

Klingt paradox, nicht wahr? Man beobachtet als Journalist ja angeblich die anderen. Ich bin eine gute Beobachterin der anderen, aber auch von mir selbst. Ich glaube, meine

»ICH MAG DEN GENUSS AN EINEM EXTREM NEGATIVEN GEFÜHLSZUSTAND«

Position als Journalistin ist die derjenigen, die in der Ecke steht, zuschaut, sich zurückhält. Meine Methode des völligen Unsichtbarwerdens hat sich daraus entwickelt, wer ich war. Ich war eine junge Frau, die zu schüchtern war, um sich ins Gespräch einzumischen. **Haben Sie sich schon mal über ein unangenehmes Erlebnis gefreut, weil Sie dann wenigstens etwas Neues aus erster Hand erfahren hatten und authentisch darüber schreiben konnten?**

Im Gegenteil, das ist sogar eine Haltung, die mir missfällt. Ich habe Schriftstellerkollegen auf dem Gebiet Autofiktion, denen ich unterstelle, dass sie schon mal Ereignisse in ihrem Leben provoziert haben, um ein Buch

darüber schreiben zu können. Das interessiert mich nicht. Was ich kenne und mag: diesen Genuss an einem extrem negativen Gefühlszustand. Das ist eine Form des Masochismus, sicher. Man leidet, aber die Psyche, wohl um sich zu schützen, findet eine gewisse Befriedigung in diesem Leid.

Sie haben ein ganzes Buch über Ihre Eifersucht geschrieben.

Ja. Weil ich entdeckt hatte, dass ich mein Leid umwandeln kann in eigenes Handeln, dann wurde das Leid zwitterhaft, es entwickelte sich eine Form von Genuss daraus. Die Gewissheit über die Endlichkeit ist ja auch so ein süßer Genuss. Ich denke an meine Katze Lulu. Sie ist 19 Jahre alt. Ich liebe sie sehr, sie ist rücksichtsvoll und sanft. Zuletzt war sie lange krank, und die Freude, die ich im Moment an ihr habe, gemischt mit der Traurigkeit darüber, dass sie nicht ewig leben wird, macht meine Zuneigung zu ihr besonders groß. Und ich bilde mir ein, ihre zu mir auch.

In Ihrem Buch *Traumhafte Kindheit* beobachten Sie sich selbst und schildern sehr eindrücklich, fast obsessiv, einen Nachmittag auf dem Land. Sie allein auf einer Toilette, es ist heiß, Sie haben furchtbare Regelschmerzen, bluten schlimm. Von einer Literaturkritikerin auf diese Szene angesprochen, erklärten Sie, dass Sie eben Szenen suchen würden, die so noch nie aufgeschrieben worden seien – Gelebtes, aber Unbeschriebenes.

Was Frauen seit dem vergangenen Jahrhundert erschaffen haben, in der Literatur, der Kunst, im Kino, das ist sehr neu. Natürlich. Weil bis dahin Männer die Geschichten der Welt erzählt haben. Da kam die weibliche Regel nicht vor. Und wie Frauen über Sex reden, auch nicht. Wir müssen so viel auffüllen. Frauen sind oft konkreter, klarer, weniger verklausuliert.

Virginie Despentes erzählt in *King Kong Theorie* von ihrer Vergewaltigung und davon, warum sie sie ihren Eltern verschwieg. Nicht aus Scham, Angst oder dem Gefühl der Beschmutzung – sie hatte Sorge, dass sie dann abends nicht mehr mit Freundinnen rausdürfte, nicht mehr trampen und Punkkonzerte besuchen könnte, sondern behütet und geschützt würde. Sie nahm Gefahr für Freiheit in Kauf. Haben Männer das Frauenleben mystifiziert?

Das ist eben der Pragmatismus der Frauen. Despentes hat auch einen tollen Film gemacht, *Baise-moi*, darin gibt es auch eine Ver-

gewaltigungsszene. Über so etwas zu schreiben ist leichter. Es so zu zeigen, dass es wahr ist – das ist schwer. Ich fand die Vergewaltigung, wie sie sie inszeniert hat, extrem exakt. Wir haben ja im Kino schon einige Vergewaltigungsszenen von Männern gesehen, die hatten nicht diese Wahrhaftigkeit. Männer bauen den Schmerz der Frau aus, es wird dramatischer. Dabei ist der Vorgang sehr banal.

In *Das sexuelle Leben der Catherine M.* schildern Sie Grupensex auf einem Parkplatz, wo sich Männer mit erigiertem Penis im Scheinwerferlicht eines Autos in einer Reihe aufstellen und warten, bis sie dran sind, Sie liegen auf dessen Kühlerhaube. Sie beschreiben, wie schwer es sei, sich dort festzuhalten, um in Position zu bleiben. Hatten Sie Angst davor, dass Sie nüchtern protokollieren und die anderen moralisch lesen?

Das war mir egal. Man muss allerdings dazu sagen, dieses Buch erschien in einem kleinen Verlag, in kleiner Stückzahl, in einer Reihe mit anspruchsvollen literarischen Büchern. Es war gar nicht darauf ausgerichtet, viele zu erreichen. Vielleicht hatte ich auch deshalb keine Skrupel oder Zweifel. Ich lebe und arbeite in einem Umfeld aus sehr offenen und toleranten Menschen in der Kunst. Als Uni-Professorin wäre es vielleicht anders gewesen. **Sie weigern sich aber inzwischen, aus *Das sexuelle Leben der Catherine M.* zu lesen. Warum?**

Ich habe einfach Hemmungen. Es ist anders, es allein aufzuschreiben, als es laut auszusprechen. Ich fühle mich sehr frei und geschützt auf Papier und in einem Buch, aber öffentlich ist mir damit unwohl.

Sie schreiben »Sahne« für Sperma, Sie schreiben vom »feinen Fleischgewand« des Penis und von einer »aufgeplätzten Pampelmuse«, wenn Sie Ihre Vulva nach viel Sex beschreiben. Wie schwierig ist es, für das, was beim Sex passiert, die richtigen Worte zu finden?

Es ist das Komplizierteste. Es darf nicht nach ärztlichem Attest klingen, aber auch nicht zu metaphorisch werden. Es muss so klingen, wie man es erzählen würde. Mit der Einschränkung, dass kaum einer von so was erzählt. Aber ich habe mir beim Schreiben zumindest vorgestellt, dass man es so einer vertrauten Freundin erzählen könnte. Vielleicht ist es aber auch manchmal näher dran an dem, wie zwei Liebende beim Sex miteinander sprechen.

Sie sind mit Michel Houellebecq befreundet. Haben Sie schon mal gute Sex-Wörter ausgetauscht?

ORGASMEN DER WELTLITERATUR

LADY CHATTERLEY
von D. H. Lawrence

»Und auf dem Grund ihres Innern teilten sich die Tiefen und wogten auseinander von dem Mittelpunkt sanften Eindringens aus, als der Taucher tiefer eindrang, immer tiefer, sie immer tiefer berührte, und tiefer, tiefer, tiefer wurde sie bloßgelegt, und machtvoller rollten die Wogen ihres Seins dahin, fort von ihr, ließen sie zurück, bis jäh, in sanftem, schauerndem Erdbeben, der Kern all ihres Plasmas getroffen wurde – sie sich getroffen wusste – und die Vollendung über sie kam und sie verging.«

DIE BRAUT DES TIGERS
von Angela Carter

»Und jeder Schlag seiner Zunge riss mir eine Haut nach der anderen fort, all die Häute eines Lebens in der Welt, und übrig blieb eine eben geborene Patina aus glänzenden Haaren. Meine Ohrringe wurden wieder zu Wasser und sickerten mir auf die Schultern; ich schüttelte die Tropfen aus meinem wunderschönen Fell.«

SULA
von Toni Morrison

»Und während sie sich auf und ab bewegte, sich wiegte wie eine kniende Sumpfkiefer, hoch über dem schwindenen, zerfallenden Lächeln, hoch über den goldenen Augen und dem Helm aus samtenem Haar, sich auf und ab bewegte, sich wiegend, konzentrierte sie ihre Gedanken, um der sich ausdehnenden Unruhe Einhalt zu gebieten, die ihre Hüften überflutete.«

WEM DIE STUNDE SCHLÄGT
von Ernest Hemingway

»Für ihn war es ein dunkler Weg, der nach Nirgendwo führte und weiter nach Nirgendwo und abermals weiter nach Nirgendwo und noch einmal nach Nirgendwo, immer und ewig nach Nirgendwo, schwer auf den Ellbogen in die Erde gekrampft nach Nirgendwo, dunkel, ohne Ende nach Nirgendwo, hangend immer und alle Zeit nach dem bewußtlosen Nirgendwo, diesmal und immer für ewig nach Nirgendwo, unerträglich jetzt, immer wieder und immer nach Nirgendwo, unerträglich jetzt aufwärts, aufwärts, aufwärts und ins Nirgendwo, plötzlich, versengend, umfassend, und alles Nirgendwo ist dahin, und die Zeit steht still, und da waren sie beide, da die Zeit stillstand, und er fühlte, wie unter ihm die Erde wich und versank.«



Millet hadert in *Das sexuelle Leben der Catherine M.* auf sehr ungewöhnliche Weise mit ihrem Äußerer: »Es hätte mir wirklich gefallen, wenn die beste Schwanzlutscherin nicht klein gewesen wäre und wenn sie nicht zu eng stehende Augen und eine zu lange Nase gehabt hätte.«

dass er nicht der Vater meines Bruders ist. Mir selbst ist nichts schmerzhaft in Erinnerung. Ich habe meine Eltern immer verstanden, sie hatten es schwer. Und ihnen fehlte die intellektuelle Überhöhung, das Nachdenken über die Dinge, das ist auch eine Stütze im praktischen Leben. Sie haben ihres einfach runtergelebt, ohne Schutz.

Was konnten Ihre Eltern Ihnen mitgeben?

Ich habe sie beobachtet: Sie waren verheiratet, lebten zusammen, sie mochten einander, aber die Liebe fanden sie außerhalb der Familie. Das hat mich gelehrt, dass manchmal die Etikettierung nicht stimmt: Ehe, Familie, Glück. Ich empfinde diese Information als sehr wertvoll, sie hat mich vorbereitet.

Der Schriftsteller Mario Vargas Llosa sagte damals über Ihr Buch: »Die Wahrheit ist, ihre Orgasmen wirken mechanisch, resigniert und oft schlicht traurig.«

Das ist interessant, weil ich in dem Buch doch meine Orgasmen kaum beschreibe.

Und zwar aus dem einfachen Grund, dass das total schwierig ist. In Frankreich sagt man »kleiner Tod«, man ist also in einer kurzen Absenz. Wie soll man einen Moment beschreiben, in dem man nicht konzentriert beobachten kann? Er meint bestimmt, der sexuelle Akt an sich sei sehr monoton. Man ist befriedigt, und nach zehn Minuten ist man wieder neu auf der Suche nach dem Gleichen. Das ist eben repetitiv. Giacomo Casanova war auch repetitiv.

Welcher Autor, welche Autorin hat am besten über Sex geschrieben?

Der englische Schriftsteller D. H. Lawrence, der Autor von *Lady Chatterley*. Er ist der beste Orgasmusbeschreiber der Welt. Wohlgemerkt, den weiblichen Orgasmus beschreibt er herausragend gut. Nicht mal eine Frau hat das so gut hingekriegt. Die amerikanische Schriftstellerin Anaïs Nin sagte mal über ihn, er schreibe so gut über die Lust der Frau, als ob er selbst eine gewesen wäre.

Wie hat er das gemacht?

Er nutzte die Metaphorik des Meeres, der Wellen, Strömungen, die drücken und ziehen, in einer wundervollen Sprache, und: körperlich aufwühlend. Ich war richtig erregt beim Lesen. Lawrence hat viel Zeit mit Frauen verbracht, viele Kaminabende voller Gespräche. Er hat sie beobachtet. Er hat sie zum Reden gebracht. Er hat zugehört. Und er war sehr verliebt in seine progressive Ehefrau, der er ihre Affären zugestand.

Die französisch-marokkanische Schriftstellerin Leïla Slimani schreibt in *All das zu verlieren* einen interessanten Satz.

Ihre Protagonistin hat viel Sex, viele Männer, und »ist durchzogen von dem Gefühl, im Verlangen der anderen tausendfach gelebt zu haben«. War das für Sie auch eine Motivation: eine Spur in den erotischen Träumen anderer zu hinterlassen?

Ich verstehe, was sie da erzählt. Es gibt Menschen, wohl mehr Frauen als Männer, die leben vom begehrenden Blick der anderen. Aber ich fühle mich nicht gemeint. Ich wäre keine Journalistin, keine gute zumindest, wenn ich vor allem gemocht werden wollte. Gerade *Das sexuelle Leben der Catherine M.* hat zwar meine Freunde nicht provoziert, aber Fremde schon. Es gab damals auch körperliche Angriffe gegen mich.

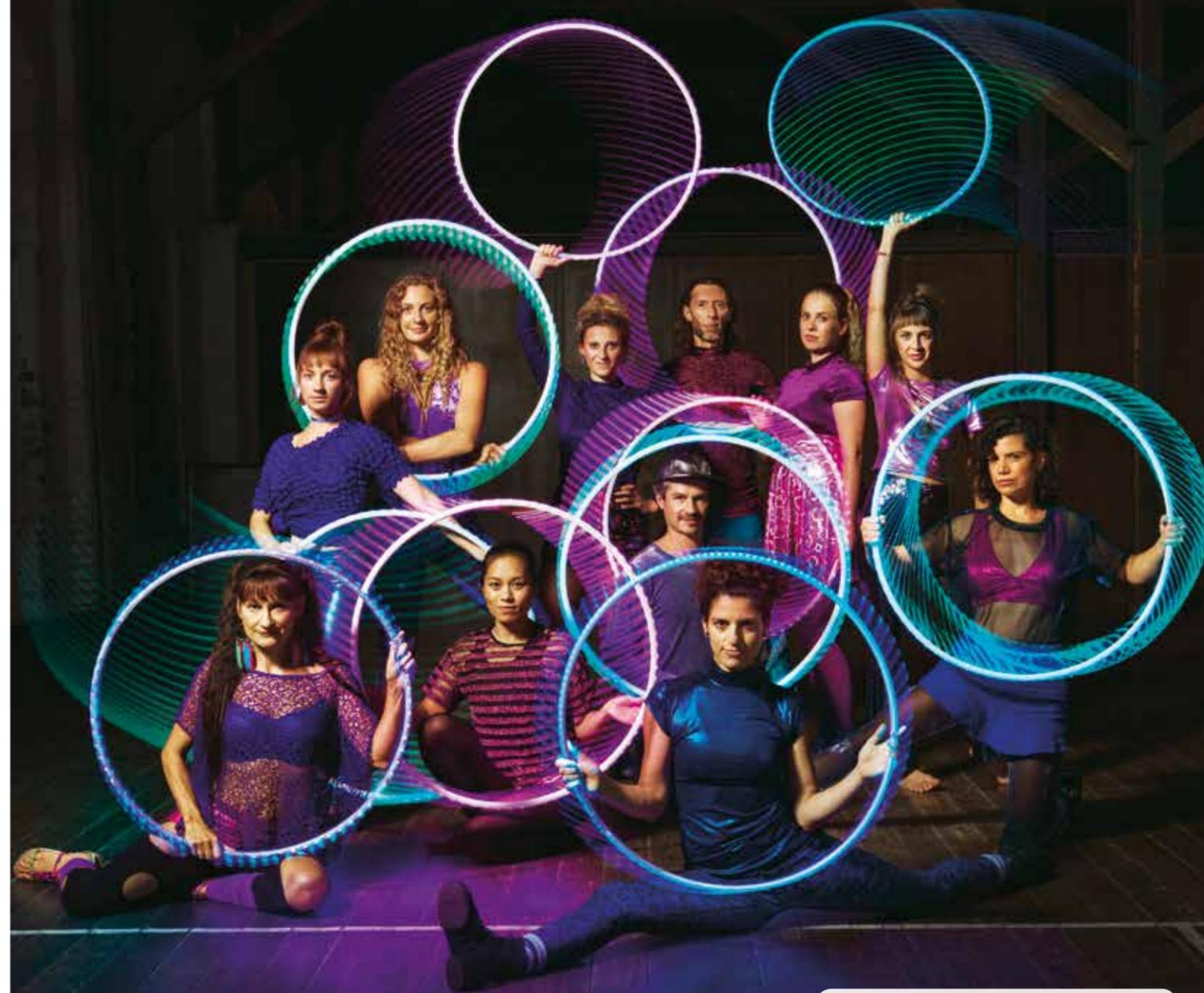
Sie haben sich mit der Schauspielerin Catherine Deneuve und anderen in der französischen Tageszeitung *Le Monde* zur MeToo-Debatte geäußert. Sie proklamierten das Recht der Männer, lästig zu sein. Die sexuelle Freiheit der Frau müsse auch die Möglichkeit beinhalten, belästigt zu werden. Wieso sollte das notwendig sein?

Wir müssen die Spontaneität zwischen den Geschlechtern bewahren, ein Minimum der Unwägbarkeit. Eine große Freude des Lebens ist doch das Sich-Gehen-Lassen, das Sich-Verlieren. Wir wollten natürlich niemals eine Freiheit zum körperlichen Übergriff, zur Vergewaltigung rechtfertigen. Was wir meinten, ist das Kompliment, die galante Hilfe im Alltag, eine Berührung der Hand. Was mich an MeToo störte, war, über die Grapscher alle Männer zu denunzieren. Ich finde, wir sollten uns die Freiheit bewahren, unser Verlangen auszudrücken, Männer wie Frauen, unter Umständen auch unpassend. Wenn wir vor dem Kuss Verträge aufsetzen, töten wir die Liebe.

Die Literatur-Professorin Barbara Nagel von der Princeton University hat aus der Literatur des deutschen Realismus eine Flirt-Theorie entwickelt. Sie sagt,

Für jeden gibt es eine Facebook Gruppe.

Mehr gemeinsam 



Berlin Hoopers

703 Mitglieder



nichts sei so wirksam wie der Flirt, um Machtverhältnisse durcheinanderzubringen. Er sei destabilisierend, damals also subversiv, womöglich emanzipatorisch. Haben Sie zu dieser Theorie ein Beispiel aus Ihrem Leben?

Natürlich haben Frauen sehr viel Macht über Männer, wenn sie ihre Sexualität einsetzen. Das ist eine Einflusschneise. Aber es kann auch sein, sie wollen Sex, ohne etwas anderes dafür zu wollen. Louis Aragon, mein erster Chef bei *Les Lettres françaises*, hat in den Zwanzigerjahren sehr erotische Texte geschrieben. In dieser Zeit entstand in Paris die *Métro*, in einem Text von ihm geht es um Frauen, die dort unten in den Gängen Männer für Sex ansprachen oder im Vorbeigehen berührten. Da waren die Grapscher Frauen. **Sie sind Chefredakteurin des Kunstmagazins *art press*. In Ihrem Buch schreiben Sie freimütig, wie Sie mit Männern aus dem Kunstbetrieb geschlafen haben, mit Untergebenen, mit Künstlern, mit Kollegen. Hatten Sie nie Sorge vor dem Vorwurf der sexuellen Belästigung?**

Nein, weil ich nie belästigt habe. Ich hatte einen Freund, der Maler war. Er sagte mir mal: Wenn ein Künstler mit dir schläft, macht er das vielleicht nur, weil du eine renommierte Kunstkritikerin bist. Da habe ich gesagt: Das kann schon sein, aber was soll ich nun dagegen tun? Ich habe eben den sozialen Status, den ich habe.

Sich nicht schuldig fühlen – ist das womöglich die größte Unverfrorenheit, die eine Frau an den Tag legen kann?

Das hat mich an der MeToo-Bewegung wirklich überrascht. Es gab Frauen, die erklärten, dass sie sich, wenn ein Mann sie in der U-Bahn berührte, selbst schuldig fühlten. Sie waren vielleicht jung und schön und im Zweifel verführerisch angezogen, aber wieso sich selbst schuldig fühlen? Wir dürfen uns doch nicht schämen. Darauf wäre ich nicht gekommen. Das weibliche Verhalten der Scham und der Starre kommt mir wie aus dem 18. Jahrhundert vor. Als ob man irgendwo gelesen hätte, dass Damen das so machen. Ich glaubte, Frauen hätten längst gelernt, sich zu wehren.

Kennen Sie Tage, an denen Sie keine Kraft mehr zum Wehren haben?

Es gibt Tage, da ist man eingeschüchtert, müde, fühlt sich wehrlos. An solchen Tagen schreie ich nicht: »Was soll das? Hau ab!«, sondern trotte einfach weg, meide die Person, löse die Situation auf. Es gibt eine Frage, die vielleicht fundamental ist in unserer Kultur. Das ist die Assoziation der Frau mit ih-

rem Geschlecht. In der französischen Sprache des 17. Jahrhunderts sprach man von einer Frau als »personne du sexe«, als Person von Geschlecht. Die Erwähnung der Sexualität war dem Weiblichen vorbehalten. Ich glaube, es gibt diese Duplizität zwischen der Vorstellung von Sexualität, sexuellem Vergnügen, Lust und der Frau, dem weiblichen Geschlecht. Dieser Zusammenhang ist in unsere Kultur eingegangen. Natürlich bieten Schriftstellerinnen, Künstlerinnen und Regisseurinnen inzwischen andere Bilder der Frau an, welche, die nicht sexualisiert sind. Aber: Wenn man in ein prähistorisches Museum geht und sich die ersten Skulpturen der Menschheit ansieht, sind es Venus-Figuren mit sehr ausgeprägten Weiblich-

»WIR SOLLTEN UNS DIE FREIHEIT BEWAHREN, UNSER VERLANGEN AUSZUDRÜCKEN«

keitsmerkmalen. Die Assoziation von Weiblichkeit und Sexualität ist in dieser Kultur sehr fest verankert und wird nicht von heute auf morgen verschwinden. Immerhin hat die Renaissance auch viele nackte Männer im Museum hervorgebracht.

Ist das sexuelle Leben der Frauen besser geworden?

Ja, die Feministinnen haben die sozialen Bedingungen für die Frauen verbessert und auch die Idee der sexuellen Erfüllung aufgebracht. Viele Frauen wussten ja gar nicht, dass ihnen das zusteht. Auch die bisexuellen Frauen Anfang des vergangenen Jahrhunderts haben diese Fragen aufgeworfen, etwa Colette, deren Leben jetzt verfilmt wurde.

Frauen sind anspruchsvoller, und Sex bekommt eine größere Bedeutung in der Partnerschaft. In meinem Umfeld lassen sich viele Frauen scheiden, ich glaube, wegen Sex. Sie sind wirtschaftlich eigenständig, sie können sich danach ausrichten, wer sie am besten befriedigt. Aber das ist bisher nur eine kleine Theorie, die ich anhand meines Freundes- und Kollegenkreises entwickelt habe.

Sie beobachten sich selbst, schauen sich beim Leben und Erleben zu. Gibt es Situationen, in denen Sie nicht von außen schauen, sondern ganz bei sich sind?

Hier, bei der Arbeit, an meinem Schreibtisch. Wenn ich mit meinen Leuten zusammen bin. Oder auf dem Motorrad, Jacques und ich: er vorn, ich hinten, an ihn gekuschelt.

Werden Männer anrührender, je näher man ihnen kommt?

Aus meinem Beobachterinnen-Posten heraus habe ich mich ja auch der Männer angenommen. Ich habe mich viel in sie hineinversetzt. Ich glaube, es ist schwer, immer diesem Bild von Männlichkeit zu genügen. Sogar bedrohlich für sie selbst. Daraus ergibt sich paradoxerweise eine große Zerbrechlichkeit. Diese Zerbrechlichkeit mag ich.

Jetzt haben wir nur über Sex gesprochen, dabei sind Sie Kunstkritikerin. Was empfehlen Sie, wenn man Kunst kaufen will?

Ein Freund von mir war ein sehr großer Sammler, er sagte immer: Wenn ich in eine Galerie gehe, und es gibt dieses eine Kunstwerk, das mich abstößt – dann kaufe ich das. Ich finde, er hat recht, man sollte sich provoziert fühlen. So kam ich auch zu Jörg Immendorff und seinem Werk. Damals rief mich sein Galerist an und bat mich um ein Vorwort für seinen neuen Katalog. Ich fragte: Warum ich? Ich mag seine Sachen nicht besonders, mehr noch, sie verstören mich. Inzwischen ist er einer meiner liebsten Maler. Kunst sollte unbequem sein, sonst ist es Deko.



LARA FRITZSCHE

fand die Lektüre von *Das sexuelle Leben der Catherine M.* auch durchaus lustig. Millet zählt darin nüchtern auf, was ihr ihre Verehrer alles geschenkt haben. Eine ihrer langjährigen Affären war ein Zahnarzt, daher habe sie womöglich das beste Gebiss Frankreichs.

Allgäu®

TOPHOTELS

Finde dein Winterglück...

🔍 AllgäuTopHotels Winterglück |

www.allgaeu-top-hotels.de/winterglueck

OFTERSCHWANG
ALLGÄUER BERGHOF
Famotel & Spa
Mitten im Skigebiet
Kinderbetreuung
allgaeuer-berghof.de



OBERSTAUFEN
KÖNIGSHOF HOTEL RESORT
Kulinarik
Wellness auf 2500m²
Wohlfühlmomente
koenigshof.de



OBERSTAUFEN
RESORT BERGKRISTALL
Panorama-Weitblick
Genussmomente
Gratis-Skipass
bergkristall.de



OBERSTAUFEN
BAYERISCHER HOF
Im Herzen des Ortes
Wellnessbereich
Regionale Küche
bayer-hof.de



OBERSTAUFEN
HOTEL ALLGÄU SONNE
Panorama Fitnesswelt
2100m² Wellnesswelt
Gourmetküche
allgaeu-sonne.de



OBERSTORF
PARKHOTEL FRANK
Panorama & Genuss
Outdoor & Wellness
Bewusst & Nachhaltig
parkhotel-frank.de



WEITNAU
HOTEL HANUSEL HOF
Eingeatmet
Aufgetankt
Hanusel Hof erlebt
hanusel-hof.de



OFTERSCHWANG
SONNENALP RESORT
Seit 1919
Luxusdomizil
Wellness-Paradies
sonnenalp.de



KLEINWALSERTAL
TRAVEL CHARME IFEN HOTEL
Direkt an der Skipiste
Sterneküche
2.300m² PURIA Spa
travelcharme.com/ifenhotel



Neu im SZ-Shop

Was steht vor der Tür? Genau, Weihnachten. Wer hat die passenden Ideen für Geschenke oder den eigenen Wunschzettel? Richtig, das *SZ-Magazin*

sz-shop.de/magazin

Geschenkpapier-Edition 2019 – nachhaltig gedruckt

Wieder haben wir befreundete Künstlerinnen und Künstler gebeten, exklusiv für das *SZ-Magazin* Geschenkpapier zu entwerfen. Daraus sind Papiere entstanden, die eigentlich schon selbst Geschenke sind. Produziert haben wir sie in diesem Jahr nachhaltig nach dem Cradle to Cradle™-Konzept. Das bedeutet, es entsteht kein Abfall, alle verwendeten Substanzen können wieder in den biologischen Kreislauf zurückgeführt werden.

Erhältlich im Set aus sechs Papieren, je Papier 68x98 cm, 17,90 Euro.

sz-shop.de/geschenkpapier2019

Sophie Green

Die Londoner Fotografin liebt Fische und Geschenke – jetzt raten Sie mal, wie sie auf ihr Motiv für uns kam.



Charlotte Dumortier

Die belgische Künstlerin verwendet oft und gern Tiere für ihre Werke, das Eichhörnchen ist regelmäßig dabei.



Felix Bork

Ob ihn sein Geburtsort Berlin für Sprüche prädestiniert? Jedenfalls hat er sein Geschenkpapier mit einigen ergänzt, die den Small Talk bei der Übergabe erleichtern.



Cristina Daura

Farbflächen mit knalligen Farbtönen, extravagante Motive – mit dem Geschenkpapier der spanischen Illustratorin und Künstlerin fällt das Geschenk auf jeden Fall auf.



Sam Chirside

Der abenteuer- und reiselustige australische Künstler hat uns sein Motiv aus dem Himalaja geschickt – er war unterwegs durch Indien.



Celan Bouillet

In Parkanlagen und Gärten findet die US-Künstlerin Anregungen für ihre Werke – so auch für das Motiv »Blue Rock Garden«.



Geschenkpapier 2018

Motive von Denis Busch, Bendik Kaltenborn, Rop van Mierlo, atelier bingo, Bráulio Amado, Eline van Dam. Reduziert: Set für 14,90 Euro.
sz-shop.de/geschenkpapier2018

Geschenkpapier 2017

Motive von Benjamin Güdel, Annu Kilpeläinen, Pawel Mildner, Dirk Schmidt, Michiel Schuurman, Marcello Velho. Reduziert: Set für 14,90 Euro.
sz-shop.de/geschenkpapier2017

Geschenkpapier 2016

Motive von Hvass & Hannibal, Daniele Morganti, Kustaa Saksi, Monica Ramos, Steven Harrington, Santtu Mustonen. Set für 14,90 Euro.
sz-shop.de/geschenkpapier2016

Furoshiki-Geschenktücher

Furoshiki ist seit vielen Jahrhunderten in Japan die Bezeichnung für ein quadratisches Tuch, das sich als Verpackung oder auch als Tragebeutel nutzen lässt. Viele verschiedene Wickeltechniken machen es möglich, von Büchern über Flaschen und Bälle alle möglichen Geschenke darin zu verpacken. Das Tuch kann wiederverwendet werden – und ist damit die nachhaltige Alternative zum Geschenkpapier. Eine Anleitung mit den gängigsten Wickeltechniken liegt den Tüchersets bei.

Wir bieten zwei Sets an. Jedes Set besteht aus drei Tüchern, die Motive entsprechen denen der Geschenkpapiere von Celan Bouillet, Sam Chirside und Charlotte Dumortier.

NACH-
HALTIGER
TREND AUS
JAPAN



Furoshiki-Set groß

Drei Tücher, je 70x70 cm, 79% Baumwolle und 21% Leinen, hergestellt in Italien. 75 Euro.

sz-shop.de/furoshiki70



Furoshiki-Set klein

Set aus drei Tüchern, je 50x50 cm, 79% Baumwolle und 21% Leinen, hergestellt in Italien. 60 Euro.

sz-shop.de/furoshiki50

Furoshiki-Wickeltechniken





Regenschirm »Lots of Pigeons«

Je nach Generation, Geschmack und Tagesform verbinden Sie mit einem Regenschirm vielleicht Fred Astaire und Gene Kelly, Rihanna, möglicherweise Pan Tau. Wir versuchen, alle unter einen Schirm zu bringen. Und so haben wir uns an den niederländischen Zeichner und Künstler Rop van Mierlo gewandt mit der Bitte: Überleg doch mal, wie ein Regenschirm aussehen könnte, der Freude macht. Rop van Mierlo liebt Tiere und Wasserfarben. Daher können Sie nun trockenen Fußes unter Tauben wandeln. Und wenn Sie noch jemanden ohne Schirm sehen: vielleicht einfach kurz Unterschlupf gewähren, damit niemand im Regen stehen muss.

Maße: geschlossen ca. 88 cm lang, geöffnet ca. 112 cm Durchmesser. Gewicht: 550 g. 14 mm Bambusstock, Bezug aus recycelten Kunststoffen, OEKO-TEX Standard 100. Windproof-System, Schirm öffnet auf Tastendruck. 75 Euro.

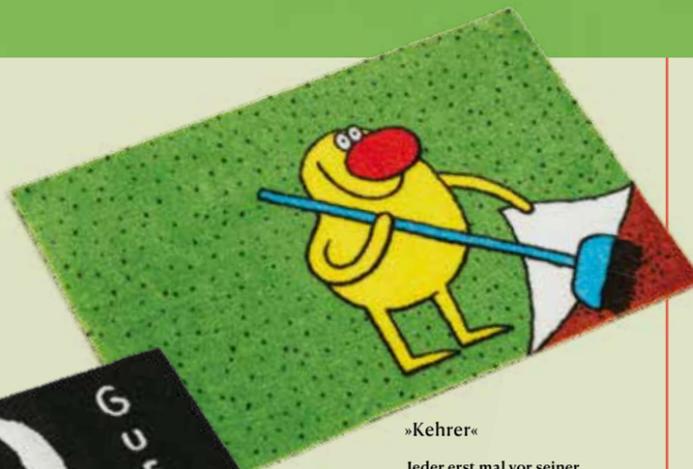
sz-shop.de/schirm

Wie viele unterschiedliche Tauben Rop van Mierlo auf dem Schirm untergebracht hat? Mit der Frage kann man ganze Regentage verbringen.

Fußmatten

Wer bei Ihnen so vor der Tür steht, wissen wir nicht. Aber was vor der Tür liegen könnte, dafür hätten wir Vorschläge.

60x40 cm, 100% Polyamid, bedingt maschinenwaschbar. Je 49 Euro.



»Kehrer«

Jeder erst mal vor seiner eigenen Tür und nur in Ausnahmefällen unter den Teppich – die zwei Grundregeln des Kehrens. Design: Nadine Redlich.

sz-shop.de/kehren

»Gästeliste«

Hier bleiben ungebetene Gäste ebenso draußen wie Staub und Schmutz. Design: Stefan Marx.

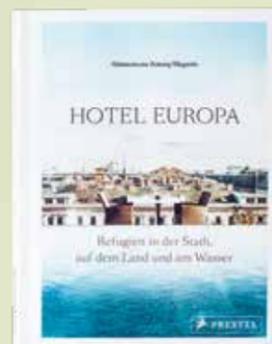
sz-shop.de/guest

»Hotel Europa«-Buch

Woche für Woche empfiehlt die Redaktion des SZ-Magazins ein besonders schönes, gemütliches oder stilvolles Hotel. Die besten Hotels sind in diesem Buch zusammengestellt, in aktualisierter Form natürlich. Ausgesuchte Tipps für Städtereisen, Badeurlaube oder ein langes Wanderwochenende.

240 Seiten, 20 Euro.

sz-shop.de/hoteleuropa



HAND-
GEMACHT
IN
BAYERN

Das Wachs-Mal-Buch

Das Eltern-Kind-Tagebuch in Zentimetern wird Ihre Schatzkiste der Erinnerungen. Einfach aufklappen, Buchdeckel auf den Boden legen, Kind abmessen. Daneben gibt es Platz für Fotos, Notizen und Zeichnungen. Anders als ein Türstock macht das Wachs-Mal-Buch jeden Umzug mit und lässt sich auch an Familie und Freunde einfach verschicken.

In vier Farben erhältlich. Leinengebunden, aufklappbares Maßband bis 200 cm. Je 24,90 Euro.

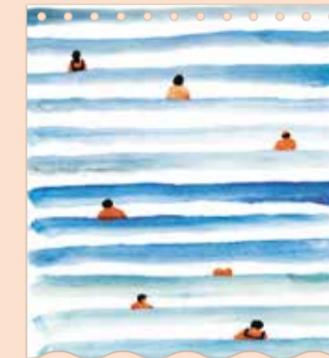
sz-shop.de/wmb



Duschvorhänge

Ein Duschvorhang kann mehr sein als nur die Versicherung gegen Badezimmerüberflutungen. Die Erinnerung ans Meer zum Beispiel. Oder an einen genialen Gedanken. Zwei Duschvorhänge, die Ihr Bad bereichern.

Maße: 180x200 cm, 100% wasserdicht, Anti-Schimmel-Effekt, 12 transparente Duschvorhangringe, verstärkte Lochleiste mit stabilen Ösen, Beschwerungsband. Waschbar bis 50 Grad, einseitig bedruckt. Je 59 Euro.



»Brandung«

Wenn Sie davon träumen, in den Wellen zu stehen statt zu Hause im Bad, ist dieser Vorhang von Jean Jullien das Richtige für Sie. Meerestiere oder Steine müssen Sie dabei nicht fürchten. Es sei denn, Sie nehmen sie mit in die Dusche.

sz-shop.de/brandung



»Philosoph«

Beim Telefonieren machen Sie Kritzeleien? Jetzt sehen Sie auch welche, wenn Sie ins Bad kommen. Vielleicht erinnert Sie das an den Einfall, den Sie sich noch notieren wollten! So wie Friedrich Nietzsche auf Ihrem neuen Vorhang, gestaltet von Benoît François.

sz-shop.de/philosoph



Die Version in Rot und Pastellblau hat einen dünnen Rand in Tannengrün.
sz-shop.de/decke1



Die Decke in Tannengrün und Orange hat einen dünnen Rand in Dunkelrot.
sz-shop.de/decke2

Lammwoll/Kaschmir-Decken

Draußen ist es kalt und ungemütlich? Ihnen kann das dank dieser Lammwoll/Kaschmir-Decke egal sein. Die Regentropfen auf der Decke verheißten schon die Frühlingsblumen, während die echten Tropfen außen an der Fensterscheibe hinabfließen. Die Decken sind zweifarbig gewebt, die Ränder in einer dritten Farbe eingefasst.

Maße: 140x170 cm, 80% Lammwolle und 20% Kaschmir, ca. 250 g/qm, zweifarbig gewebt, hergestellt in Italien. Design: Tim Lahan. Je 195 Euro.

Handtücher

Ihr Badevergnügen in trockenen Tüchern: Im Schwimmbad, am Strand, auf der Wiese – mit diesen Handtüchern liegen Sie immer richtig. Im eigenen Bad machen sie sich übrigens auch hervorragend.

Maße: 67×140cm, 100% Baumwolle, hergestellt in Portugal. Je 39 Euro.

»Katze«

Ertappt! Oder doch nicht? Ein schlechtes Gewissen muss sicher niemand haben, der sich mit diesem von Jean Jullien für das *SZ-Magazin* gestalteten Handtuch abtrocknet.

sz-shop.de/katze

»Palme«

Gestaltet von Tim Lahan exklusiv für das *SZ-Magazin*. Ob das Handtuch eine Palme zeigt oder einen Menschen mit lustigem Schirm – ganz wie Sie wollen!

sz-shop.de/palme



Wenn die linke Hand mal weiß, was die rechte tut: die passende Ergänzung zum großen Handtuch. Set aus zwei Gästetüchern, 100 % Baumwolle, 50×50cm. 32 Euro.

sz-shop.de/katzenset

Christbaumkugel »Schneeboi«

In einer kleinen Werkstatt in der Münchner Maxvorstadt werden diese Christbaumkugeln handgefertigt – Stück für Stück, von der Münchner Porzellanmacheerin Elisabeth Klein. Die Idee stammt vom Münchner Produktdesigner Klaus Hackl. Wir haben die Kugeln bairisch »Schneeboi« genannt: Die Oberfläche lässt die Finger- und Handbewegungen erahnen, mit denen ein Schneeball geformt wird. Eine pastellblau schimmernde Glasur verleiht der Kugel genau den Glanz, den ein Schneeball dann hat. Jeder »Schneeboi« kommt einzeln verpackt in einem dunkelblauen Geschenkkarton.



Design: Elisabeth Klein und Klaus Hackl. Mit Öse und Stoffband zum Aufhängen. Ca. 7,5 cm, Gewicht ca. 85 g. 35 Euro.
sz-shop.de/schneeboi

Design-Schals aus Merinowolle

So müssen Sie keinen Hals bekommen, wenn es kalt wird. Für diese Schals haben wir nur das Beste vereint: 100% extrafeine Merino-Schurwolle und die Designs von einigen der bekanntesten Zeichnerinnen und Zeichnern der Welt. Jeder Schal kommt zu Ihnen in einem Geschenkkarton und mit einer zum Schalmotiv passenden Geschenkkarte. Die Motive sind auf beiden Seiten zu sehen, mit jeweils umgekehrten Farben.

Größe: 175×50 cm, kann produktionsbedingt individuell leicht abweichen.

sz-shop.de/schals



NEUE FARBE

»Da Dump«

Design: Sebastian Haslauer. Er hat sich nicht nur als Grafiker einen Namen gemacht, sondern auch als Performance-Künstler. Mit »Da Dump« veredelt Haslauer Ihren Auftritt. Farben: Lila und Camel. 89 Euro.
sz-shop.de/dadump2



NEUE FARBE

»Iceman«

Design: Tim Lahan. Sein Werk hängt in der Museum of Modern Art Library – und vielleicht bald in Ihrer Garderobe. Farben: Aqua und Weiß. 89 Euro.
sz-shop.de/iceman



»Forever Yours«

Design: Stefan Marx. Er ist einer der gefragtesten Designer, Grafiker und Graffiti-Künstler der Welt. Jetzt kann ein Stück von ihm für immer Ihnen gehören. Farben: Schwarz und Hellgrau. 89 Euro.
sz-shop.de/forever



NEUES MOTIV

»Wow«

Design: Egle Zvirblyte. Die litauische Zeichnerin und Designerin mag knallige Farben und bekannte Figuren mit eigener Note. So entstand auch ihr Schal. Ist es der Gestiefelte Kater? Eine coole Katze? Farben: Schwarz und Rot. 89 Euro.
sz-shop.de/wow

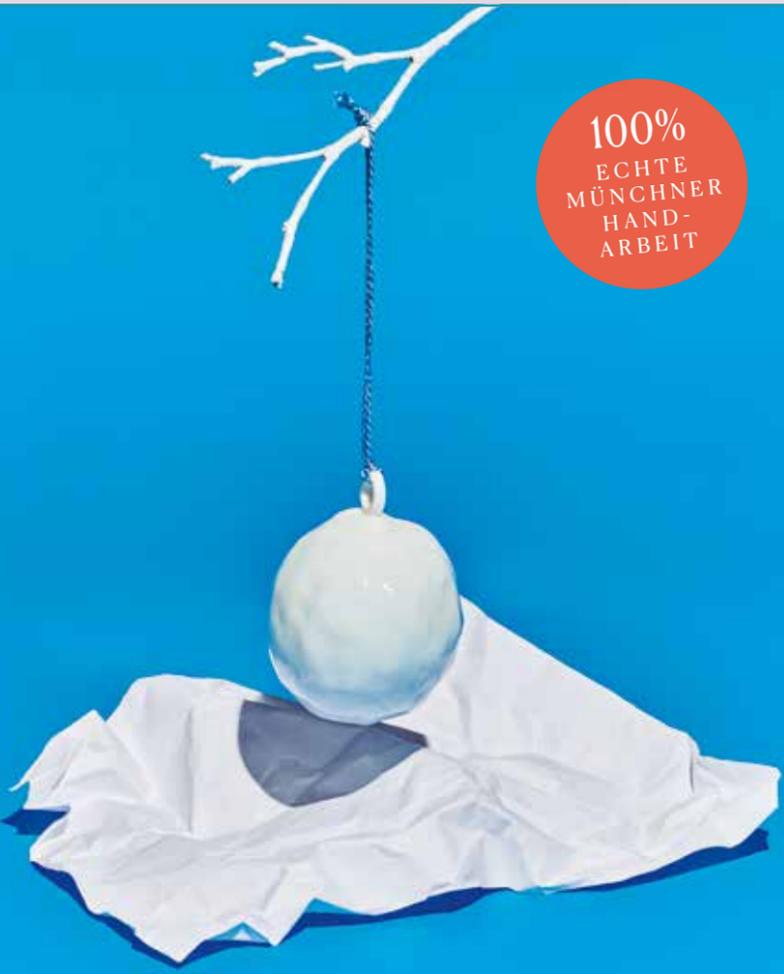
NEUE FARBE



»Hair«

Design: Jean Jullien. Der französische Designer arbeitet für das *SZ-Magazin*, die *New York Times*, *National Geographic*, *Vogue*. »Hair« steht Ihnen auch gut zu Gesicht. Farben: Schwarz und Aqua. Oder Schwarz und Camel. 89 Euro.
sz-shop.de/hair2

100% ECHTE MÜNCHNER HAND-ARBEIT



Bio-Baumwoll-Kinderdecken

Unsere Kinderdecken aus 100% Bio-Baumwolle wurden vom polnischen Illustrator Paweł Mildner exklusiv für das *SZ-Magazin* entworfen, sind kuschelig und halten warm. Und wenn Sie auf der Suche nach tollen Anfängen für Gutenachtgeschichten sind: Kein Problem mehr! Es war einmal ein Fisch, der dringend zu einem Termin in die Stadt musste. Also fragte er seine Freundin, die Skateboard-Ente ...

Maße: 70×100cm, 100% Bio-Baumwolle, GOTS Global Organic Textile Standard, maschinenwaschbar, hergestellt in Italien. Zweifarbig gewebt. Die Motive sind auf Vorder- und Rückseite jeweils in umgekehrten Farben zu sehen. Je 79 Euro.

»Turmgespenst«

Wie der freundliche Geist heißt? Casper ist vergeben, Hui Buh auch. Aber Ihnen fällt schon etwas ein!
sz-shop.de/gespenst



»Skateboard-Ente«

Hut auf, Fisch unter dem Arm und mit beiden Beinen fest auf dem Skateboard: Diese Ente fährt einigen Abenteuern entgegen.
sz-shop.de/ente





SZ-Magazin-Wanduhr

Machen Sie sich eine gute Zeit, rund um die Uhr – mit dieser so schönen wie schlichten Wanduhr sowie exklusiv für das *SZ-Magazin* gestalteten Stickerbögen im hochwertigen Foliendruck. Wählen Sie zu Ihrer Uhr eines von drei Stickerdesigns. Jeder Bogen besteht aus 31 verschiedenen Stickern. Damit können Sie die Ziffern für die Uhrzeit nach Ihren Vorstellungen aufkleben und die Uhr mit weiteren Elementen verschönern. Die Aufkleber lassen sich rückstandslos entfernen, sollten Sie sich verklebt haben. Egal wie die Uhr am Ende gestaltet ist, die Zeit vergeht mit ihr nicht schneller – und sollte sie zu langsam vergehen, sieht es wenigstens gut aus.

Durchmesser: 50 cm. Birkenholz, hergestellt in Deutschland. 115 Euro.

sz-shop.de/uhr



atelier bingo

Adèle Favreau und Maxime Prou bilden das französische Künstler- und Illustratorenduo atelier bingo. Sie entwerfen vor allem Siebdrucke und Textildesigns. Zu viel Farbe gibt es für sie nicht.

sz-shop.de/uhr2



Das Set

Sie erhalten eine weiße Uhr mit Quarzwerk (AA-Batterie für das Uhrwerk nicht im Set enthalten). Dazu: zwei Stundenzeiger (schwarz und weiß), zwei Minutenzeiger (schwarz und weiß) sowie drei Sekundenzeiger (schwarz, weiß und rot). Plus einen Bogen Ihrer Wahl mit 31 Stickern im hochwertigen Foliendruck. So können Sie Ihre Uhr nach Ihren Wünschen gestalten.



Sebastian Haslauer

Der Berliner Grafiker und Illustrator hat sich auf ein schwarz-weißes Design konzentriert. Warum nicht die Espresso-Kanne neben die Sieben stellen? Oder gleich an die Stelle der Sieben?

sz-shop.de/uhr3



Nadine Redlich

Die Düsseldorfer Illustratorin und Cartoonistin hat mit ihren Figuren einen ganz eigenen Stil gefunden – und damit diesen Stickerbogen gestaltet. Trist wird der Tag so keinesfalls.

sz-shop.de/uhr1



Memospiel: »Gemischtes Doppel 4«

36 neue Bild-Wort-Paare für Wortverdreher und Gedächtniskünstler: Sollten Sie bisher die Verbindung zwischen tauchenden Russen und rauchenden Tussen nicht hergestellt haben, wird es höchste Zeit für die neue Edition des Spieleklassikers. Dank gleicher Kartenrückseiten ist es problemlos mit allen bisher erschienenen Memospielen dieser Reihe kombinierbar. Das Schummeln ist nicht erlaubt – kommt aber in dem Spiel auch vor.

36 Bild-Wort-Paare in hochwertiger Leinenbox. 18,90 Euro.

sz-shop.de/memo

Kalender 2020 »Gefühlte Wahrheit«

Es gab einen Fußballer, der hatte mal vom Feeling her ein gutes Gefühl. Unser Feeling sagt uns, Sie kommen mit diesem Postkartenkalender voller gefühlter Wahrheiten aus der gleichnamigen *SZ-Magazin*-Kolumne gut durch das kommende Jahr. Welchen Fußballer wir meinen? Vom Gefühl her hilft Ihnen bei der Suche der Begriff »Schutzschwalbe«.

Postkartenformat, 55 herausrennbare Postkarten. 16 Euro.

sz-shop.de/wahrheit2020



Bettwäsche aus Bio-Satin

Da können Sie ruhig schlafen: In einer exklusiven Kooperation mit dem baden-württembergischen Textilspezialisten Gebr. Elmer & Zweifel und dessen Marke »Cotonea« für ökologische und faire Baumwollprodukte gibt es erstmals *SZ-Magazin*-Bettwäsche. Die Designs stammen von den Künstlern Damien Tran und Dirk Schmidt. Die Baumwolle aus dem Cotonea-Baumwoll-Projekt in Uganda ist bio und fair zertifiziert, die textile Lieferkette lückenlos verfolgbar vom Anbau bis zum fertigen Produkt. Ob Sie sich dann auch lückenlos an Ihre Träume erinnern? Wir wünschen in jedem Fall eine gute Nacht!

Eine Garnitur besteht aus einem Kopfkissenbezug 80×80 cm und einem Bettdeckenbezug 135×200 cm. Jede Garnitur ist in einem passenden Stoffbeutel mit Kordelzug verpackt. Die Bettwäsche ist mit hochwertigen Steinnussknöpfen gefertigt. 100% Bio-Satin aus dem bio- und fair-zertifizierten Cotonea-Baumwoll-Projekt in Uganda. Preis je Garnitur: 129 Euro.



»Umarmung«

Dirk Schmidt ist gebürtiger Hamburger. Da er aber die Axel-Hacke-Kolumne im *SZ-Magazin* schon so lange illustriert, gilt er uns als Münchner Kindl ehrenhalber. Alle Münchner Kindl und Hamburger und überhaupt alle können sich in seiner Bettwäsche umarmt fühlen.

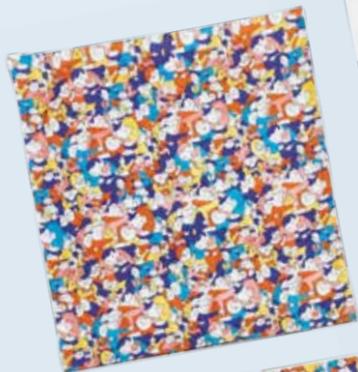
sz-shop.de/umarmung



»Circles«

Schon vor 4000 Jahren beschäftigten sich die Ägypter mit dem Kreis. Thales von Milet brachte ihn in die Mathematik, der französische Künstler Damien Tran nun in Ihr Bett. Eine runde Sache!

sz-shop.de/circles



BIO & FAIR
ZERTIFIZIERT

Fotos: Brandl-Utz



To-go-Becher

Umweltbewusstsein hat Stil und ist lässig. So haben sich KPM Berlin, das *SZ-Magazin* und der amerikanische Künstler Andy Rementer zusammengefunden, und heraus kam der letzte Coffee-to-go-Becher, den Sie jemals kaufen müssen. Aus Porzellan, nachhaltig, eben mit Stil und lässig. KPM Berlin stellt die Becher in der seit 1763 bewährten Handarbeit her. Rementer liebt das Spiel mit der Typografie, genau wie Kaffee. Ob er selbst Kaffee lieber im »Take a break«-Becher oder der »Here we go again«-Version trinkt? Verrät er nicht, dafür aber, wie: »Black, and plenty of it.«

Spülmaschinenfest. Fassungsvermögen: 0,35 Liter. Achtung: Der weiße Deckel kann sich verfärben, wenn er z.B. mit Tomatensaucenresten zusammen gewaschen wird.

Cup weiß	Cup schwarz	Cup-Set
»Take a break« 69 Euro	»Here we go again« 69 Euro	Beide Becher zusammen 128 Euro
sz-shop.de/break	sz-shop.de/again	sz-shop.de/cup

KOSMOS

Auf Trab

Es ist immer richtig, ein bisschen Erich Kästner zu lesen. In der Geschichte *Der 35. Mai oder Konrad reitet in die Südsee* spielt ein gewisser Negro Kaballo eine tragende Rolle. Es ist vermutlich das eloquenteste und am besten angezogene Pferd der Literaturgeschichte, es trägt Strohhut und ist außerdem Nichtraucher. Auf der Straße fragt es Passanten höflich nach einem Stückchen Zucker, weil es beruflich bei ihm gerade nicht so läuft: Negro Kaballo trat mit einer »Rollschuhnummer« im Zirkus auf, wurde wegen der

schlechten Zeiten allerdings entlassen. Daran merkt man, dass die Geschichte vor etwa neunzig Jahren spielt. Heute muss man sozialökonomische Schwierigkeiten von Huf-tieren zum Glück nur noch selten thematisieren. Im Gegen-teil: Angesichts der neuen Autoskepsis könnten Pferde auf Rollschuhen in den Städten bald wieder wichtige Aufgaben zukommen. Ob sie dabei nun Strohhüte oder Seidentücher tragen, ist gar nicht so wichtig. Essenziell ist, dass sie nicht rauchen.

MAX SCHARNIGG



Zum Pferdestehlen: Seidentuch von Hermès.

Die Herstellung ganz verschiedener Accessoires gibt es vom 7. bis zum 17. November auf dem Handwerksfestival »Hermès at Work« in Stuttgart zu sehen. Foto: Moos-Tang

LEUCHTTURM1917

Denken mit der Hand*

Mood Macher

Die neuen Muted Colours von LEUCHTTURM1917

Mehr Farben auf leuchtturm1917.de

*Schreiben mit der Hand ist Denken auf Papier. Aus Gedanken werden Worte, Sätze, Bilder. Erinnerungen werden zu Geschichten. Ideen verwandeln sich in Projekte. Aus Notizen entsteht Durchblick. Wir schreiben und verstehen, verteilen, sehen, denken – mit der Hand.



ELISABETH GRABMER kocht in der »Waldschänke« in Grieskirchen bei Linz, Österreich, und schreibt neben Maria Luisa Scolastra, Christian Jürgens und Tohru Nakamura für unser Kochquartett.

»Für diese Suppe nicht sparen und wirklich nur gutes Olivenöl verwenden, vorzugsweise Bioware. Mein absolutes Lieblingsöl kommt ausnahmsweise nicht aus Italien, sondern aus Spanien, von der Sonneninsel Mallorca.«

Nächste Woche: Bergkäsesuppe mit Mett und Laugen-Croûtons, von CHRISTIAN JÜRGENS

KOCHQUARTETT

Weißer Bohnenschaumsuppe

MIT OLIVENÖL

Für 8 Personen

350 g weiße Bohnen (gewaschen und 10 Stunden in kaltem Wasser eingeweicht), **1** Knoblauchzehe (geschält), **jeweils 30 g** Karotte, Gelbe Rübe und Knollensellerie (möglichst in 2 mm dicke Scheiben geschnitten), **1** Lorbeerblatt, **1** Zweig Thymian, **2** Salbeiblätter, **2 Scheiben** Speck, **30 g** Butterschmalz, **2** Schalotten (geschält, klein geschnitten), **1/16 l** Weißwein, **80 g** Crème fraîche, **250 g** Schlagsahne, **500 ml** Milch, Salz, weißer Pfeffer, geriebene Muskatnuss, **1 Prise** Cayennepeffer, **125 ml** Olivenöl extra vergine, **15 g** Erbsenschoten, **30 g** Butter

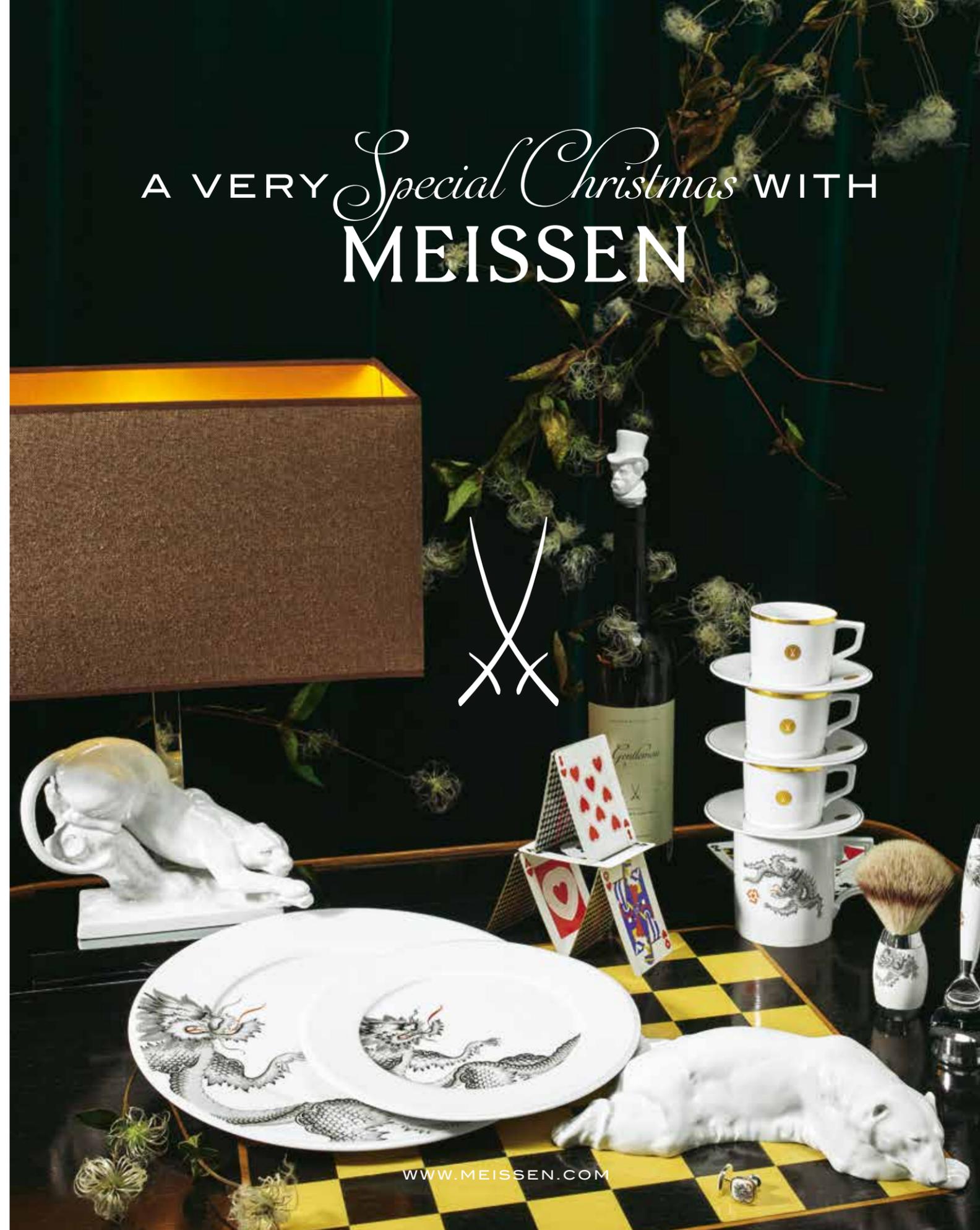
Zubereitungszeit: ca. 1 Stunde

In einem großen Topf 2 l Wasser mit Knoblauch, Karotte, Rübe, Sellerie, Lorbeer, Thymian, Salbei und Speck zum Kochen bringen. Eingeweichte Bohnen abseihen, dazugeben, das Ganze 20 Minuten kochen lassen. Durch ein Sieb abseihen, dabei die Kochflüssigkeit (ca. 1 ½ l) auffangen und aufheben. 20 g Gemüse und 80 g Bohnen herausnehmen, beiseitestellen. Die restliche Karotte und Rübe, übriger Sellerie, Speck und Kräuter werden nicht mehr benötigt. Butterschmalz erwärmen, Schalotten darin anschwitzen. Übrige Bohnen (ca. 270 g) dazugeben, mit Weißwein ablöschen. Crème fraîche, Sahne und Milch hinzufügen, das Ganze mit der aufgefangenen Kochflüssigkeit auffüllen. Mischung nochmals 20 Minuten nicht zu stark kochen lassen. Die Suppe im Mixglas auf hoher Stufe eine halbe Minute pürieren (nicht länger, sonst schmeckt die Suppe mehlig, sie brennt auch leicht an). Suppe mit Salz, Pfeffer, Muskat und Cayennepeffer abschmecken. Vor dem Anrichten mit dem Pürierstab aufschäumen, dabei langsam das Olivenöl einfließen lassen. Für die Einlage: Die beiseitegestellte Bohnen (80 g) zerkleinern, das herausgenommene Gemüse (20 g) und die Erbsenschoten ganz klein schneiden. Alles in der Butter bei kleiner Hitze ca. 5 Minuten dünsten, mit Salz und Pfeffer abschmecken. Zum Anrichten mithilfe eines Ringes (Durchmesser 5 cm) jeweils in die Mitte des Tellers einen Gemüsesockel setzen, die Suppe am Tisch angießen.



Foto: Reinhard Hunger; Styling: Katharina Floder; Porträt: Frank Bauer

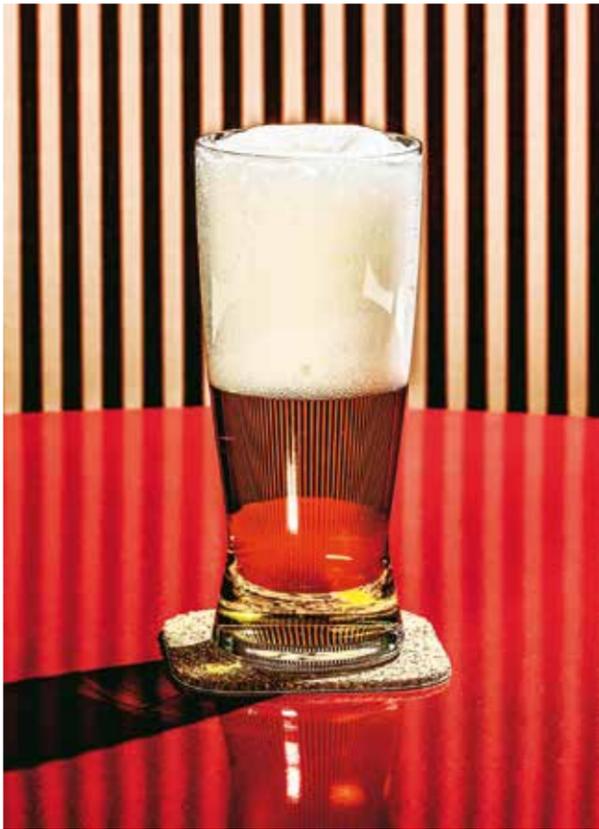
A VERY *Special Christmas* WITH
MEISSEN



WWW.MEISSEN.COM

Schnitt

Er ist kein halbes Bier und schon gar kein kleines – aber der Beweis dafür, dass man Konflikte auch charmant aus der Welt schaffen kann



Was beim Essen das Pumuckl-Schnitzel, ist beim Trinken der Schnitt: eine abgespeckte Variante des Originals, weil eine ganze Portion noch nicht (Schnitzel) oder nicht mehr (Bier) reinpasst in den Bauch. Der Schnitt – in manchen Gegenden sagt man Pfiff oder Spruz – ist der weise Kompromiss. Hätte es im zehnten Jahrhundert vor Christus schon Zapfanlagen gegeben, König Salomo hätte einen Schnitt nach dem anderen bestellt.

Bevor ich weiterschreibe, eine Begriffserklärung, weil der Schnitt nördlich von Bayern eher nicht bekannt ist: Der Schnitt ist kein halbes, schon gar kein kleines Bier, er lässt sich nicht exakt definieren, fällt mal mehr, mal weniger großzügig aus. Man bestellt ihn, bevor man sich auf den Weg macht, ein Rausschmeißer, das letzte, wirklich allerletzte Bier, bevor man nach Hause wackelt, die Schuhe vor der Haustür abstreift, ins Badezimmer schleicht, sich (vielleicht) die Zähne putzt, ins Bett legt und krampfhaft versucht, keinen Blick auf den Digitalwecker zu werfen, weil man in vier, vielleicht drei Stunden wieder aufstehen muss, so genau möchte man das jetzt nicht wissen. Manche behaupten, es habe eine Zeit gegeben, in der die Wirte ihren Gästen den

Schnitt umsonst hingestellt haben, als kleines Dankeschön für die Zeche, aber das muss lange her sein, weil sich niemand mehr daran erinnert.

Was nicht geht: in ein Wirtshaus gehen und einen Schnitt bestellen. Das gehört sich nicht. Mindestens ein Bier sollte man schon getrunken haben, bevor man einen Schnitt bestellt, besser zwei oder fünf oder acht. Für einen Schnitt hält der Wirt das Glas nicht schräg, sondern gerade unter den Zapfhahn. Das Bier saust nach unten, Schaum füllt das Glas bis zum Rand, der sich allmählich senkt und nach ein paar Minuten, wenn man Glück hat, fast ein ganzes, und wenn man Pech hat, weniger als ein halbes Bier ergibt.

Seitdem ich vor 15 Jahren nach München gezogen bin, liebe ich den Schnitt. Für mich ist er ein Beispiel dafür, wie charmant man einen Konflikt lösen kann, und sei es nur ein unbedeutender wie die Frage, ob man noch ein Bier trinken soll. Die Tradition des Schnitts zeigt, wie sich zwei Menschen (der Wirt und der Gast) ganz ohne Paragrafen und Algorithmus auf eine Absprache einigen können. Für mich ist der Schnitt eine Hommage an ein friedliches Miteinander, ein Symbol für Menschlichkeit, ein Zeichen der Hoffnung, dass es vielleicht auch wichtigere Menschen als ich – nennen wir sie Trump oder Xi Jinping, Handke oder Stanišić Rummenigge oder Kovač – schaffen können, sich zu einigen nach dem Motto: Ganz? Geht nicht. Gar nicht? Geht auch nicht. Mein Gott, dann treffen wir uns halt in der Mitte.

Für mich ist der Schnitt ideal, weil ich einer bin, der den Absprung nicht schafft, der nicht wahrhaben will, dass etwas zu Ende geht, zum Beispiel dieser Abend mit dem alten Freund, den man fünf Jahre lang nicht gesehen hat. Um ihn in die Länge zu ziehen, ist mir jedes Mittel recht: Espresso, Schnaps, noch ein Schnaps, diese Bar am Eck, die bis morgens um sechs offen hat, und eben: der Schnitt. Die Worte sind fast immer die gleichen: »Na ja, dann pack ma's halt... oder wart, ein Schnitt geht no, oder?!« Mein Rekord sind sechs Schnitt, also sechs Abschiedsbiere, während auf den anderen Tischen schon die Stühle standen. Natürlich gibt es Wirte, die da nicht mitmachen, die sich verarscht vorkommen. Aber es gibt auch solche, die Verständnis für diese Momente haben, die lächelnd noch einen Schnitt zapfen und noch einen. Es sind die, die man ins Herz schließt und die verstanden haben, worum es geht – an diesem Abend und im ganzen Leben.



TOBIAS HABERT

schreibt hier im Wechsel mit Simone Buchholz, Lara Fritzsche und Verena Mayer über Getränke, die es verdient haben.



END CHILD MARRIAGE LET GIRLS DREAM

**JOIN CHIME FOR CHANGE, EQUALITY NOW AND GIRLS NOT BRIDES TO
HELP ENSURE GIRLS AROUND THE WORLD CAN PURSUE THEIR DREAMS**

Klein Kussewitz

MECKLENBURG-VORPOMMERN

Als der Gutshof 1704 errichtet wurde, war noch nicht einmal der Alte Fritz geboren, und auf der gesamten Welt lebten rund 600 Millionen Menschen – so lange ist das her.



Gutshaus Klein Kussewitz, Am Gutshaus 15, 18182 Bentwisch, OT Klein Kussewitz, Tel. 0049/178/3877758, Apartment (2 bis 4 Personen) ab 190 Euro. gutshauskleinkussewitz.de

Als Eylem Kampf und Karl Matthes das »Gutshaus Klein Kussewitz« nahe Rostock zum ersten Mal sahen, ahnten sie, dass einige Arbeit auf sie zukommen würde. Eylem Kampf, früher Eventmanagerin in Berlin, hatte schon auf Usedom ein Sommercafé und stilvoll eingerichtete Bio-Fachwerk-Ferienhäuser eröffnet. »Schloss K«, wie das Gutshaus aus dem 18. Jahrhundert gern genannt wird, wurde ihr Meisterstück. Der Vorbesitzer hatte das Gut als Trödelmarkt genutzt. Die neuen Eigner behielten einige Kommoden, Porzellanteller, Lampen und den Blüthner Flügel, sanierten das Gebäude, fügten Designstücke hinzu. Ihre Idee: Britisches Landhaus trifft auf das Berlin der 1920er-Jahre. Sie richteten sechs Apartments mit kleinen Küchen ein. Die Turmuhr, die ewig

nicht mehr tickte, reparierte ein Uhrmacher. Die beiden leben nun selbst in einer Wohnung im Gut und damit unweit von Matthes' Bio-Landwirtschaft mit 1000 Rindern und 23 000 Hühnern: »Rinder-Karl«, wie Matthes in der Gegend liebevoll genannt wird, beliefert unter anderem Alnatura. In den Gemeinschaftsräumen des Guts – Schachzimmer, Kaminzimmer, Bibliothek, Musiksalon – trifft man ihn beim Schach- und Klavierspielen. Im Sommer genießen die Gäste den fast zwei Hektar großen Schlosspark mit Schwimmteich, im Winter die vier Kamine im Gut. Es gibt einen Ballsaal und eine Bar für Hochzeiten und Geburtstagsfeste mit bis zu hundert Personen. »Hier wollen wir alt werden«, sagt Eylem Kampf. »Und jung bleiben zugleich.« **KERSTIN GREINER**

IMPRESSUM

Chefredakteure
Michael Ebert und Timm Klotzek
Stellvertretende Chefredakteurin
Lara Fritzsche
Artdirector
Thomas Kartsolis

Chef/in vom Dienst
Dirk Schönlebe, Julia Wagner

Textchef
Marc Schürmann

Redaktion
Susanne Schneider (Autorin);
Thomas Bärnthaler, Caroline Bucholtz, Max Fellmann, Samira Fricke (Modeleitung), Kerstin Greiner (Stil leben), Gabriela Herpell, Dr. Till Krause, Mareike Nieberding, Lars Reichardt, Rainer Stadler, Johannes Waechter, Lorenz Wagner
Mitarbeit: Patrick Bauer, Christoph Cadenbach, Tobias Haberl

Digitales SZ-Magazin
Wolfgang Luef (Leitung);
Marc Baumann, Annabel Dillig, Daniela Gassmann, Julia Hägele, Sara Peschke, Dorothea Wagner; Mitarbeit: Katarina Lukač (Das Rezept)

Autorinnen und Autoren
Johanna Adorján, CUS, Elisabeth Grabmer, Axel Hacke, Christian Jürgens, Tobias Kniebe, Tohru Nakamura, Roland Schulz, Maria Luisa Scolastra

Schlussredaktion
Dr. Daniela Prok, Angelika Rauch

Grafik
Birthe Steinbeck (stell. Art-directorin), David Henne, Jonas Natterer, Michaela Rogalli, Anna Sullivan

Bildredaktion
Jakob Feigl, Ralf Zimmermann

Assistenz
Regina Burkhard (Chefredaktion), Nuri Almak

Geschäftsführer Stefan Hilscher
Verlag Magazin Verlagsgesellschaft
Süddeutsche Zeitung mbH,
Hultschiner Straße 8,
81677 München, Tel. 089/21839540,
Fax 089/21839570, E-Mail:
szmagazin@sz-magazin.de

Anzeigen Jürgen Maukner
(Gesamtanzeigenleitung), verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen; Tel. 089/21839553, Preisliste Nr. 20 – gültig ab 1. 10. 2019

Kaufmännischer Bereich
Marianne Igl

Repro Compumedia GmbH,
Elsenheimerstraße 59,
80687 München

Herstellung
Hermann Weixler (Leitung)

Druck Burda Druck GmbH,
Hauptstraße 150, 77652 Offenburg

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt Michael Ebert und Timm Klotzek, Anschrift wie Verlag

Der Verlag übernimmt für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Haftung. Das Papier des Süddeutsche Zeitung Magazins wird aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestellt. Bei Nichterscheinen durch höhere Gewalt oder Streik kein Entschädigungsanspruch. Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitschrift und aller in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, insbesondere durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urheberrechtsgesetz nichts anderes ergibt. Insbesondere ist eine Einspeicherung oder Verarbeitung der auch in elektronischer Form vertriebenen Zeitschrift in Daten-systemen ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

SZ-MAGAZIN.DE GEWINNEN



Stellen Sie sich vor, die Beatles gäbe es nicht – und Sie würden als einziger Mensch der Welt ihre Lieder kennen. Sie könnten passabel singen und Gitarre spielen. Würde man ...? Der Film *Yesterday* ist nicht nur nett anzusehen, er verleitet auch zu Gedankenspielen über Ruhm und (falsche) Ehre. Zum DVD- und Blu-ray-Start verlosen wir mit der Firma »clearaudio« auf sz-magazin.de/gewinnen den Plattenspieler »concept« mit Laufwerk, Tonarm und -abnehmer, aus deutscher Manufakturarbeit. Nur die Beatles-Platten müssen Sie selbst besorgen.

Teilnahmeschluss ist der 14. November 2019, 17 Uhr. Mitarbeiter der beteiligten Firmen dürfen nicht mitmachen. Der Rechtsweg sowie eine Barauszahlung des Gewinns sind ausgeschlossen.

Fotos: Felix Gaensicke (1), picture alliance/dpa (1); Illustration: Sarah Bracher

DAS KREUZ MIT DEN WORTEN VON CUS

1	2		3	4		5		6	7		8
9		10			11		12			13	
	14								15		
16						17		18			
19				20	21			22			
	23		24			25			26		
27			28		29			30		31	32
	33			34			35				
36		37				38					
39			40			41				42	
43									44		

Mafiosos letztes Wort

RÜBER 1 Mit nachträglich aufgelegter Oberschicht in die Schlacht geworfen
9 Wunsch nach gerechter Bestrafung, wenn Kinder mal wieder kolossal nerven
14 Anlageform von *Herr der Ringe* oder *Star Wars*
15 Indiz für Bandbreite verschlechtert Schulnoten
16 Macht jede Menge Kohle sowie Strahlstrom
17 F?ord ein Fall fürs Bundeskriminalamt: Die nächste Mitte 2020
18 Gottfried oder Ohnesorg ohne o
19 Albert Einstein und das Monsterraster
21 Dudlers Heidimat als Felssennest
22 ... Gelände für Protzkisten in Stadt & Vorort?
23 Man kann auch falsch: Klassengesellschaft
25 Der Zähler der unsichtbaren Gefahr oder Mutter & Co. von Beruf
27 Tonicum für Süffilis
28 Wer bist du mir vielleicht?
30 So lass uns doch ausgehen!, meint man nach missratenem Date
33 Der Feindschaft für Legionen
34 Kolportierte Vorlage für Film & Malerei
36 Tour nicht wie de France, sondern d'Eiffel
37 Verhalten wie etwa Beifall
38 Anlegen, warten, entwickeln
39 So seien wir uns doch alle sehr verbunden
41 Auf dem Dach von Pappé, was rückwärts Dach
42 Fehlt mir gerade noch!,

haucht Sylvie Meis: Herr? = o?
43 Robinson: Was bringst du mir, Freitag? Macht mit Hacke Schluss
44 Grad in Schwarz passt zu Brown
RUNTER 1 Trump völlig aus dem Weißen Häuschen: Gierend wie Profitgeier
2 Auch künstlich als Schwarm der Bestien?
3 Kriegsausgrabungen am Little Bighorn
4 Französisch
5 Helligkeit nicht am Tage und schon gar nicht hinter hinter Schloss
6 An die Räude!, jault Straßenköter
7 Bergstöcke
8 738 Jahre lang herrschten Wittelsbacher in Bayern – und dann kam er
10 Vereinigung mit Ehrenkodex so umtriebiger ein schwer fassbares Element
11 Verkündet das Gebot der Nüchternheit
12 So satt, dass man immer weiterfressen könnte!
13 Wie sag ich's meinem ...?, fragt sich Muhtti: Stammesverband
18 Der Fahrer ist nicht allein und der Schläfer auch nicht
20 Listet mit Aneinander zusammen
24 Teil von Depardieu, ganz in Thüringen
25 Verabschiedet sich nicht von selbst, da sei Grund vor
26 Mimte Obelix: Piquéé als Bube
29 Auftrag für Oberschicht zwecks Einzug: Das u hier mal wieder

unterste Schublade
30 Wie nicht nur Katho den Herrn, sondern alle liken
31 Lieber in die Ewigkeit als nur so gehen
32 Geschwungene Formen des Monologs als Form des Dialogs
35 In Corleone das Letzte, was Mafiakiller zum Opfer sagt, das seine Chance soeben verspielt hat
40 In Gottes Namen!, meint Papst damit
42 Das Wort als Bindewort schlechthin

Die Auflösung dieses Rätsels finden Sie im nächsten Heft – oder Sie lösen es gleich digital in den Apps der SZ.

AUFLÖSUNG RÄTSEL 44

Rüber 1 Warenhäuser 10 Außenlinie 14 Steuer 15 Board 17 Troll 18 Iason 20 Ei 21 Erbin 23 Übung 24 Zier 25 Cineast 28 ESSO 30 höchste 33 ist 34 ten 36 Pan 37 par 38 Teak 40 gespürt 42 erdig 43 air 44 Nina 46 notwendig 47 Str.
Runter 1 Wartezeiten 2 Ausreißer 3 Esel 4 neulich 5 Alraune 6 Eibsee 7 uno 8 si 9 redigiert 11 Store 12 nein 13 er 16 Anus 19 OB 20 enttarnt 22 Brot 26 Ion 27 Ahnung 29 Stadt 31 Capri 32 Speis 35 Egge 36 Psi 39 KI 41 EAN 45 Ar

Das Beste aus aller Welt

Was wir von Kühen über Freundschaft lernen können



Vor einigen Tagen las ich mal wieder in der schönen Doktorarbeit von Krista Marie McLennan (University of Northampton, 2013). Es geht um *Soziale Bindungen bei Milchvieh*. Zu den Ergebnissen der Studie gehört, dass unter Kühen etwas wie Freundschaft existiert. In einer großen Herde verbringe mehr als die Hälfte der Tiere, schrieb McLennan, die Zeit des Grasens und Ruhens an der Seite eines bestimmten anderen Tieres. Trennte man nun Kühe von der großen Herde, so ergab sich, dass diejenigen, die mit ihrer Freundin zusammenbleiben durften, einen ruhigeren Puls behielten und überhaupt weniger aufgeregt waren, sie stampften nicht mit den Hufen und schaukelten nicht ihre Köpfe, wie es jene taten, die mit einem x-beliebigen anderen Tier ihre Zeit verbringen mussten. Zwei Freundinnen, kann man hier sehen, ist der Rest der großen Rinderherde weitgehend wurscht, wenn sie nur zusammen sein können – wen erinnert das nicht an den Song *Freunde von den Toten Hosen*? »Der Rest der Welt, wir scheißen drauf Alles, weil wir Freunde sind.« Ja, wir scheißen drauf, das ist ein Text wie gemacht für Rinder aller Art. Man könnte es aber auch mit Michel de Montaigne sagen, der in seinem Essay *Von der Freundschaft* (mit dem er seinem früh ver-

storbenen Freund Étienne de La Boétie ein Denkmal errichtete) das Feuer und die Fieberhitze der Liebe von jenen Temperaturen unterschied, die in der *Amitié* herrschen: »In der Freundschaft ist es eine allgemeine und alles erfüllende Wärme, milde überdies und gleichmäßig; eine beständige und ruhige, ganz Innigkeit und Zartheit, die nichts Brennendes oder Durchbohrendes hat.«

Interessant, nicht wahr, dass wir über englische Rinder, die Toten Hosen und Montaigne plötzlich bei dem Beruhigenden sind, das zur Freundschaft gehört. Ein Freund ist der, den man anruft, wenn man aufgebracht ist, durcheinander, verwirrt, und es ist der Gleichklang mit diesem Freund, der einen ruhiger ticken lässt und in stillere Gewässer lotst. Müsste man nicht in diesen hysterischen Zeiten auf der Stelle einen Essay über den Wert der Freundschaft gerade jetzt schreiben? Also: dass jeder von uns nun gute Freunde braucht (nicht solche bei Facebook, sondern wahre, anrufbare, anfassbare Freunde), die einen vor den Ausrastern bewahren, die schon morgendliche Zeitungslektüre an einem beliebigen Tag mit sich bringen kann.

Ja, das müsste man, aber wir wollen lieber noch mal auf die Rinder zu sprechen kommen, die sich (das wissen wir aus der 2009 erschienenen Studie *Individual Recognition in Domestic Cattle*, also *Individuelles Wiedererkennen bei Hausrindern*, von Marjorie Coulon und anderen) sogar auf Fotos, wie gesagt: wiedererkennen! Anfang der Achtzigerjahre untersuchte man Zebu-Rinder in Kenia – siehe dazu den Artikel in der Zeitschrift *Behaviour*, Band 77, Nr. 3 (1981), Seite 121 ff. – und stellte fest, dass sich Freundschaft bei ihnen vor allem durch gegenseitiges Abschlecken ausdrückt, wobei in der Regel eine Kuh die Schleckerin, die andere die Geschleckte ist, die Sache aber reziprok nicht funktioniert.

Wie interessant ist das denn?! Auch ist keineswegs das dominante Rind der Zebu-Herde das am häufigsten geschleckte, nein, Freundschaft funktioniert nach anderen Kategorien, sie müsse auf Gegenseitigkeit beruhen, schrieb ja bereits Aristoteles: Es gebe keine einseitige Freundschaft, Gegenseitigkeit sei eine ihrer Voraussetzungen, die zweite Wohlwollen, die dritte, dass dieses Wohlwollen für den jeweils anderen auch erkennbar sei.

Übrigens geben Kühe mit guten Freundinnen mehr Milch und sind generell gesünder, weshalb es für den Menschen wirklich keinerlei Grund gibt, Milchviehfreundschaften irgendwie im Wege zu stehen. Dies zum Schluss als dringender Hinweis an die Rinderzüchter unter den Lesern.



AXEL HACKE

Vom freundschaftlichen Umgang der Kühe gerührt, schleckte Axel Hacke neulich auch gleich Bruno, seinem alten Freund, gründlich durchs Gesicht. Bruno hörte schlagartig auf, mit dem Kopf zu schlenkern, und grunzte zufrieden einen Song der Toten Hosen.

Illustration: Dirk Schmidt

17.01.20 München, Herkulesaal, 20 Uhr

SYMPHONIEORCHESTER DES BAYERISCHEN RUNDFUNKS

BENEFIZ



Mariss Jansons
Dirigent

Igor Levit
Klavier

BENEFIZKONZERT zu Gunsten des SZ-Adventskalenders für gute Werke

MARISS JANSONS Dirigent, **IGOR LEVIT** Klavier

WOLFGANG AMADEUS MOZART – Klavierkonzert Es-Dur, KV 482
PETER I. TSCHAIKOWSKY – Symphonie Nr. 4 f-Moll, op. 36

Tickets: 0800 5900 594, shop.br-ticket.de, oder MünchenTicket: Tel. 089/54 81 81 81, sowie an allen bekannten Vorverkaufsstellen.

Karten zu € 99,-/87,-/73,-/61,-/45,-/26,-/19,-

Der Erlös des Konzertes kommt dem Adventskalender der Süddeutschen Zeitung zugute.

N°5

L'EAU



ERHÄLTLICH AUF CHANEL.COM | CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801-24 26 35 (9,9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).

CHANEL